

Informations-Dienst zur Verbreitung unterbliebener Nachrichten

ERSCHEINT WÖCHENTLICH Nr. 320 8.Februar 1980 2,50 DM incl. 6,5% Mwst. D 1870 CX

HAUSMITTEILUNG

Beinahe hätte es diesen ID gar nicht gegeben. Nicht, weil uns mal wieder das nötige Kleingeld fehlt. Auch nicht, weil wir uns vielleicht endlich in einer Konzeptionsdiskussion gegenseitig rote Ohren gehauen hätten. Sondern einfach, weil bei uns eingebrochen wurde.

Nach dem Einstieg durch ein aufgebrochenes Fenster hat irgendjemand eine besondere Sorgfalt darauf verwendet, alle schwer beweglichen Arbeitsgeräte in ihre Bestandteile zu zerlegen. Sämtliche Schreibmaschinen — außer der mechanischen, an der ich das hier gerade schreibe —, unser Composer, das Vergrößerungsgerät in der Dunkelkammer und die Leuchttische im Druckladen sowie alle Telefonanschlüsse samt Aufzeichnungsgeräten fielen einem schweren, spitzen und scharfen Gegenstand zum Opfer. Kleinigkeiten wie z.B. Geld sind verschwunden.

Die erste Aufregung legte sich schnell. Die meisten Artikel waren sowieso schon gesetzt. Deswegen ging die Routine bald weiter. In der Zwischenzeit schossen die Vermutungen ins Kraut: Wars ein ehemaliger Journalist, der gegen alle seine früheren Arbeitsinstrumente Amok lief? Wars eine Solidaritätsaktion für die streikenden „tageszeitungs"-Fahrer? Faschisten hatten schon mal gedroht, dem ID was am Zeuge flicken zu wollen. Ebenfalls lederbefrackte, aber ansonsten Antifaschisten hatten ihre Abneigung gegen ID und Pflasterstrand in diesen Räumen schon mehrfach nachdrücklicherweise zum Ausdruck gebracht. Oder wars doch Maxwells Silverhammer? Oder ein frustrierter ID-Redakteur? Waren Schüler von Joseph Beuys am Werk? Die Eingeweide eines Composes, vom wirren Farbband umschlungen, legen's nahe. War's eine Aktion des kriminellen Subproletariats, das seine maschinenstürmerischen Neigungen nicht verbergen mochte? (Schönen Gruß nach Hamburg). Gerade wird noch Herostratus van der Lubbe gehandelt. Aber gebrannt hat es nicht.

Da alles und nichts stimmen kann, haben wir uns die beiden letzten IDs durchgesehen, um herauszufinden, wen wir da möglicherweise gegen wen aufgehetzt haben. Das Ergebnis: die Pfleger von Bonnies Ranch gegen die Patienten; die Väter gegen die Mütter oder beide zusammen gegen die Kinder; oder die Kinder gegen die Väter; Uschi Brendel gegen Norbert Knoche; Norbert Knoche gegen sich selbst; Friedel Bertram gegen Afghanistans Karmal; Counterspy gegen den Kremlkeller; die Interaktion gegen das Normale; Max Watts gegen alle Namen.

Auch aus dieser Analyse kommt nicht die rechte Erkenntnis. Aber auch wir teilen nachhaltig den Eindruck des aufnehmenden Polizeibeamten: „Da scheint jemand etwas gegen Sie zu haben."



„Krone" besetzt

Die „Krone" in Mittelbuchen bei Hanau, ein 300 Jahre altes Gasthaus, das bis vor zwei Wochen als Kultur- und Kommunikationszentrum für die Hanauer Gegend benutzt wurde, wurde letzten Freitag, am 1.2., von ca. 200 Leuten besetzt, um dem drohenden Abriß, veranlaßt durch den Spekulanten Woythal (ehemaliger linker SPD-Landrat), entgegenzuwirken.

Ca. fünfzig Leute leben in der „Krone" und halten den Betrieb mit Thekendiensten, Veranstaltungen, Werkgruppen, Keramikshops etc. pp. in Selbstverwaltung und Selbstorganisation aufrecht.

Wer interessiert ist, kann abends ab 20 Uhr in der „Krone" vorbeikommen. Am Wochenende spielen Gruppen, Besetzerbericht und Bildgeschichte folgen.

Kontakt: Krone in Hanau–Mittelbuchen, Alte Rathausstr. 9.

(ihr habt also eine Kneipe besetzt? So, so. . . die Red.)

NAZITREFF

Am Samstag, 9.2., wollen sich im Bürgerzentrum Frankfurt Bornheim, Saalburgstr., neonazistische Organisationen treffen. Darunter die durch ihren brutalen Auftritt auf der Frankfurter Zeil bekanntgewordene VSPD und die neugegründete NSDAP um Neonazi Schönborn. Der Kongreß der Neonazis soll in dem der Stadt gehörenden Bürgerzentrum Bornheim um 14.00 Uhr stattfinden, das ist an sich schon eine Frechheit. Die Stadt hätte ja wohl solche Aktivitäten zu verbieten und nicht dafür noch Räume zur Verfügung zu stellen!!!

Leute, die etwas gegen den Nazikongreß unternehmen wollen, treffen sich um 12.00 Uhr am Uhrtürmchen in der Bergerstr. Je nachdem, wieviel wir sind, wollen wir sehen, ob wir das Haus besetzen oder nur dabeistehen oder sonstwas.

Kontakt: Robert, Tel.: 0611/494131

Antifaschistischer Informationsdienst gegründet

Ein neuer antifaschistischer Informationsdienst von Menschen außerhalb des Spektrums DKP/SPD wurde gegründet. Mittlerweile wurde eine 0-Nummer fertiggestellt.

Über den bisherigen Diskussionsverlauf um die Entstehung des „Antifaschistischen Informationsdienstes" informiert eine ca. 60-seitige Dokumentation, die zum Preis von 3,— DM (incl. Porto) erhältlich ist. Auslieferung erfolgt bei Einsendung des Betrages an:
Andreas Berlin, Dresdener Bank Essen, BLZ 36080080, Kto. 416871900, Stichwort: Dokumentation.
Kontaktadresse des „Antifaschistischen Informationsdienstes:
Gerd Rübenstunk, Laarerstr. 168, 4900 Herford.

Gegen Kriminalisierung!

Die Ermittlungs-Gruppe Berlin beginnt mit einer Reihe von Veranstaltungen gegen die Kriminalisierung von AKW-Gegner/innen. Wir wollen den Maßnahmen von Polizei & Justiz mehr Öffentlichkeit verschaffen, auf diese Weise die Betroffenen unterstützen und darüber hinaus allen Interessierten vorbeugende Hinweise geben.

Erste Termine: Donnerstag, 14.2. und Sonntag, 17.2., jeweils 19.30 Uhr, u.a. mit dem Film „Kalkar — wo sind wir denn hier?".

Regelmäßiger Treff: montags, 19.30 Uhr.

Alles in der: Fabriketage des Ökodorfes, Kurfürstenstr. 14, 1000 Berlin 30 (U-Bhf. Kurfürstenstraße), Tel.: 030/ 261 24 87.

AM 1. MAI ERSCHEINT EINE NEUE TAGESZEITUNG

Auf dem Karlsruher Kongress der ‚Grünen' trat im Foyer u.a. eine trotzkistische Splittergruppe auf, die ab 1. Mai eine neue Tageszeitung herausgeben will. In ihrem „Organ" auf Seite 1 gibt sie bekannt, daß für eine Tageszeitung (als Alternative zu „Bild) bereits 360 DM als Spenden eingegangen seien. Weiter so, Jungs!



FILME OHNE FINANZSPRITZEN

FRANKFURT Ab März werden in der „Batschkapp" einmal monatlich Filmvorführungen sein. Es sollen Filme von Leuten gezeigt werden, die auf den Auslöser drücken ohne vorher 14 Drehbuchexemplare an ein Gremium des Bundesinnenministeriums zur Prüfung auf Förderungswürdigkeit geschickt zu haben, oder Fernsehredakteuren gefallen zu müssen, oder vorher einen Vorstand gewählt haben müssen. Es sollen Filme sein, die nicht im Kino zu sehen sind, auch nicht in dem „besonderen" Kino. Filme die auf dem „kurzen Weg" hergestellt sind. 16 mm oder 8 mm, mit oder ohne Ton.

Wer solche Filme macht, kann sie bei uns zeigen: *„Batschkapp", Frankfurter Kulturzentrum e. V., Maybachstraße 24, Tel. 0611 / 526768 oder 453439.*

EINIGE WEITERE ENTWICKLUNGEN IM FALL KNOCHE

Nachdem im ID vom 18.Januar die Geschichte von Norbert Knoche — „Die Beamtin hieß Uschi. . ." — erschienen war, hat sich einiges getan. Erinnern wir uns: Norbert Knoche, Knacki--Journalist, und gelegentlicher Sahnetortenbäcker, erzählte im ID, wie er vom Landeskriminalamt Niedersachsen als Spitzel und Informant angeworben wurde, um — so Knoche — festzustellen, ob Querverbindungen zwischen dem SPD-Landtagsabgeordneten Friedel Bertram, der Neuen Hannoverschen Presse (NHP) und/oder vielleicht auch BILD und Günther Wallraff bestehen.

Während Frau Uschi Brendel „Vertrauensmann" Knoche in den Räumen des Landeskriminalamtes herumlaufen und -sitzen ließ, hätte er einen Aktenordner gesehen, aus dem er geschlossen hat, daß der private Telefonanschluß des Abgeordneten Bertram abgehört worden sei. Die Geschichte erschien im ID als Betroffenen-Bericht von Norbert Knoche.

Daraufhin fragte der Landtagsabgeordnete und stellvertretende SPD-Fraktionsvorsitzende Friedel Bertram bei seinem niedersächsischen Innenminister Dr. Egbert Möcklingshoff, CDU, was denn da los ist. Möcklinghoff rief daraufhin bei der Ehefrau von Bertram zuhause an und sagte, das Ganze sei aus der Luft gegriffen. Bei der Ehefrau deshalb, weil er „den Abgeordneten nicht finden" konnte.

Damit war der Abgeordnete Bertram allerdings nicht ganz zufrieden. Er drängte weiterhin auf eine schriftliche Bestätigung, daß er NICHT abgehört worden sei. Als die tagsein, tagsaus ausblieb, äußerte sich Bertram öffentlich. Am 1.Februar brachte die Neue Hannoversche Presse fünf Spalten breit: „Abhör-Affäre? Eklat zwischen Möcklinghoff und Bertram.." Noch am selben Tag wurde in der Landespressekonferenz eine Viertelstunde lang über Norbert Knoche geredet und vieles (aber nicht alles) „gründlich erklärt." Der ID war zwar nicht bei der Pressekonferenz, telefonierte aber am selben Nachmittag lange mit dem persönlichen Referenten des Innenministers Möcklinghoff, Herrn Zimmermann.

Herr Zimmermann: „Die Telefonabhör-Geschichte ist Unsinn. Unsere Untersuchungen darüber waren schon innerhalb einer Stunde abgeschlossen. Die Geschichte ist frei erfunden und wird für den Erfinder NICHT OHNE KONSEQUENZEN strafrechtlicher Art abgehen. Das ist ja eine echte Verleumdung, die da (von Knoche) in die Welt gesetzt worden ist."

ID fragte: „Ja, aber. . .Er hat ja sehr viele Einzelheiten genannt. Zum Beispiel über die Dame." (Uschi Brendel, die Red.)

Zimmermann: „Ja, die Dame, Frau Brendel, die ist schon von der Landesfahndungskommission."

ID: „Ja, war denn der Herr Knoche ein Informant . . ., ähn, ein Spi. . .?"

Zimmermann: „Ja. Nein. Das heißt. . . Informant. Er hat sich selbst angeboten als Informant für die Hehler-Szene, für die Rauschgift-Szene."

ID: „Ja, aber hat er denn da Spitzeldienste geleistet?"

Zimmermann: „Äh. . . In beiden Bereichen hat der Knoche geblufft. Er hatte gar keine Verbindungen. Dann hat man ihn aus dem Verkehr gezogen und da hat er sich selbständig gemacht."

Soweit die offizielle und —natürlich — die richtige Erklärung des Falles Knoche (ein Innenministerium muß ja wohl die Wahrheit erzählen!); Nur: es sind einige Fragen nicht ganz geklärt.

Norbert Knoche war schon seit März 77 im Knast. Welche „wertvollen Tips" über die „Rauschgift- und Hehler-Szene" kann ein Journalist, der wegen Scheckbetrugs sitzt, anderthalb Jahre nach seiner Verhaftung an das Landeskriminalamt geben? Dazu gefragt, sagt Herr Zimmermann: „Wir bekommen solche Angebote laufend aus dem Knast."

Ja, aber. . . Gegen Norbert Knoche waren zu diesem Zeitpunkt noch drei Verfahren offen, drei Anklagen erhoben. Er hatte noch mehr als die Hälfte seiner laufenden Knaststrafe abzusitzen. Unter diesen Umständen Hafturlaub zu bekommen, ist — so alle Rechtsanwälte, bei denen wir nachgefragt haben — äußerst ungewöhnlich, äußerst, aber schon wirklich äußerst ungewöhnlich. Wenn's da nur um anderhalb Jahre alte Rauschgift- und Hehler-Tips ging, die Norbert Knoche anzubieten hatte, wäre man dann ihm gegenüber wirklich so kulant gewesen?

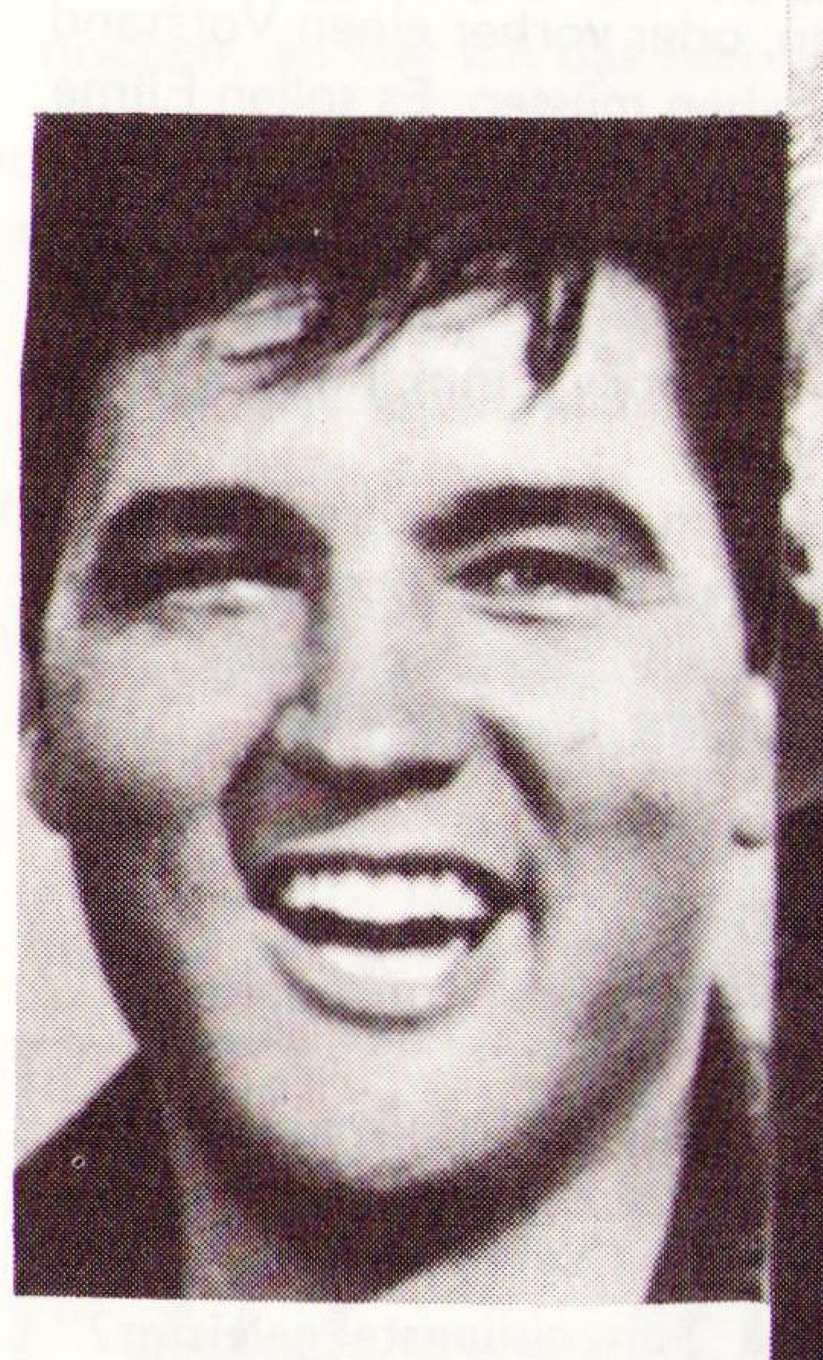
Dazu sagte uns Herr Zimmermann: „Dazu kann ich nichts sagen. Unsere Untersuchungen laufen noch immer. Sie werden erst ungefähr Mitte Februar abgeschlossen." (Deswegen hat ja auch Herr Bertram noch keine schriftliche „Nicht-abgehört"-Bestätigung bekommen).

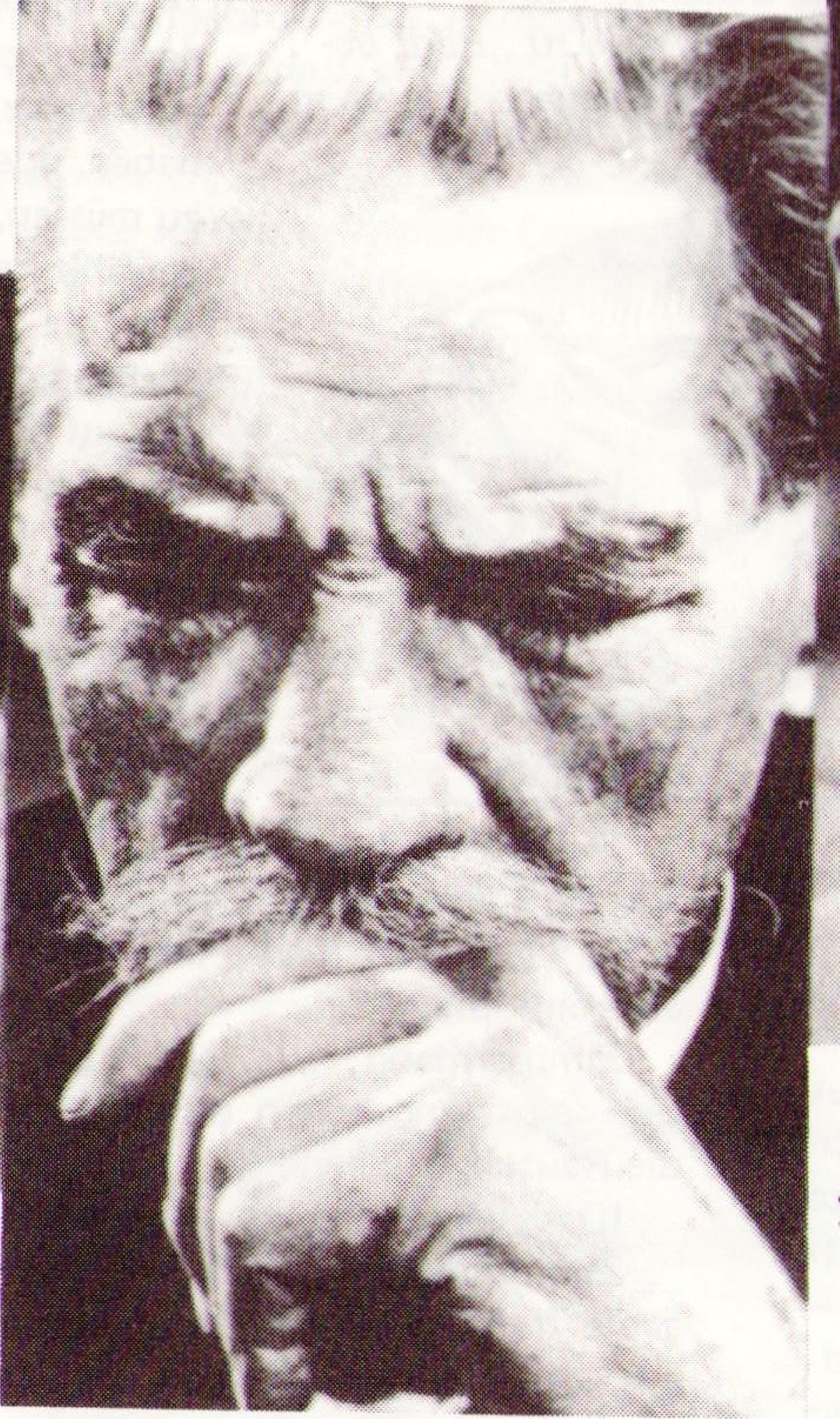
Das wirft natürlich eine weitere Frage auf: Was gibt's da noch zu untersuchen? Wir bleiben gespannt.

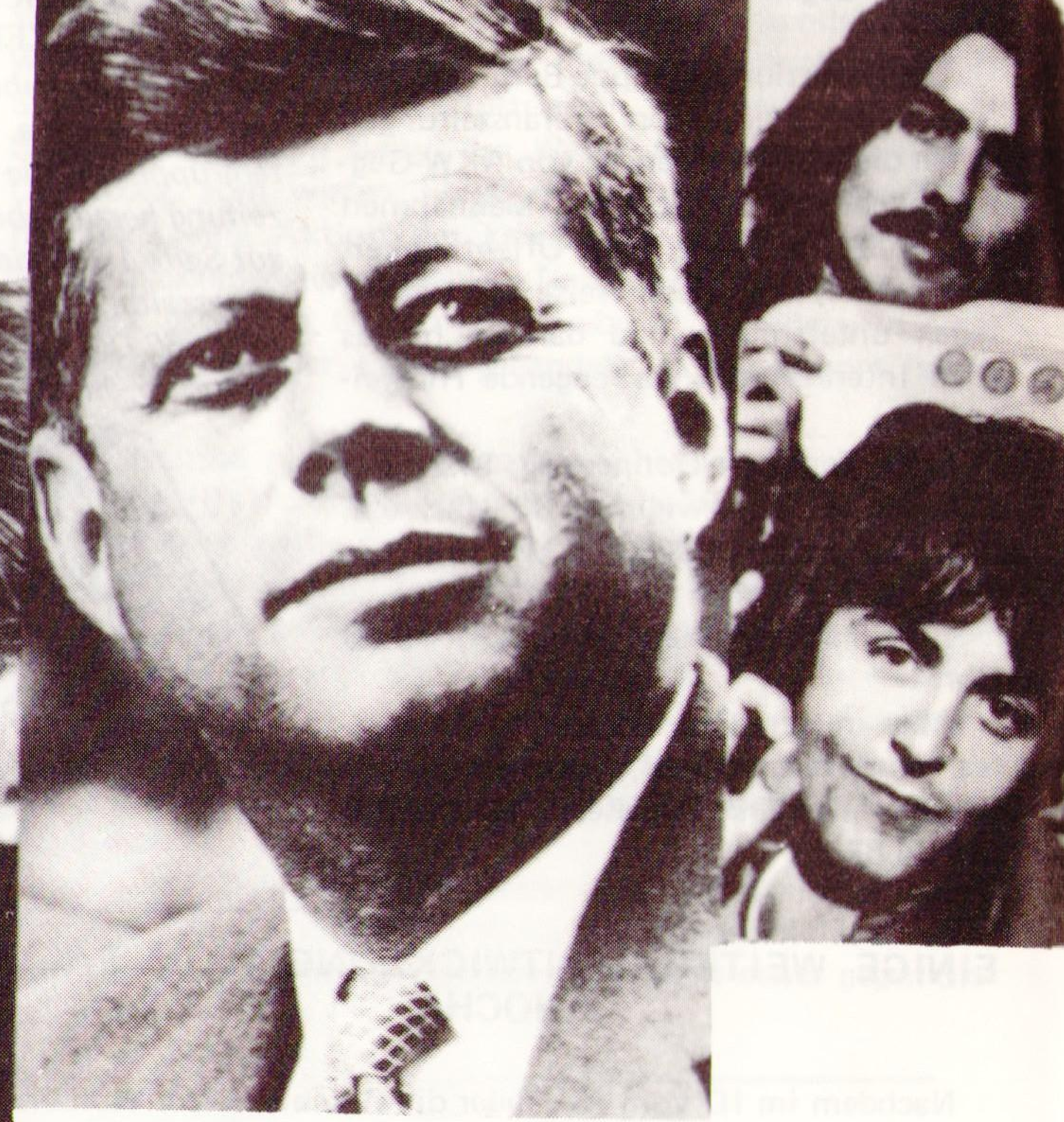
Max Watts/ID

PS: Jedenfalls kann Norbert Knoche einige Schwierigkeiten erwarten. Das Innenministerium hat der Landeskriminalpolizei geschrieben, „sie möge die Möglichkeiten der Strafverfolgung gegen Knoche prüfen". Mündlich ist dem Leiter des Landeskriminalamtes gesagt worden, daß „wir das grossen Wert darauf legen."

Poona







Jene Herren haben abgedankt. Aber uns bleibt ein Trost: Bhagwan in Sicht.

WAS GESCHIEHT IN POONA?

,,Bhagwan Shree Raineesh, ein indischer Guru, ehemaliger Philosophieprofessor, der behauptet, erleüchtet zu sein, erscheint seit Jahren jeden Morgen um acht Uhr in seinem Ashram, im weißen Gewand, mit gefalteten Händen vor dem lächelnden Gesicht. Vor Hunderten von Zuhörern aus aller Welt legt er sorgfältig, spirituell, witzig und predigend Texte der Weltreligionen aus, Satz für Satz — vom Taoismus bis zum Christentum, von islamischer Mystik bis zum tantrischen Buddhismus. Oder er beantwortet schriftlich eingereichte Fragen, ausführlich, liebenswürdig.

Seine Schüler, Die Sannyasin, orange gekleidet in der Variationsbreite bis violett, rostrot und gelb, stehen an, warten, sitzen auf dem Boden, eine halbe, manchmal eine Stunde vorher. Die morgendliche Vorlesung , einen Monat Hindi, einen Monat Englisch, frei gesprochen auf Tonband aufgezeichnet, transkribiert, in Büchern veröffentlicht, dauert eineinhalb Stunden; nachmittags gibt es eine andere als Tonkonserve in englischer Sprache.

Gegen halb zehn zehn steht Bhagwan auf, lächelt und grüßt wie beim Beginn, wird im gelben 280er Mercedes um die große, offene, aber stoffüberspannte Versammlungsplattform herumgefahren; danach erst stehen die Sannyasin auf, gehen ins makrobiotische Restaurant, tanzen Sufi-Tänze, meditieren stundenweise sehr phasenverschieden: extrem atmend, schreiend, dann tanzend, schließlich in totalem Schweigen und in Stillehaltung, in denen die ganze Anspannung und der in Gang gekommene Energiefluß aufgehoben ist.

Die Sannyasin nehmen an Workshops, Trainingsprogrammen, Selbsterfahrungsgruppen, Meditationscamps, Massageübungen, Körperarbeit teil. Das ist die Stärke dieses Zentrums: Therapie und religiöse Dimension, östliche Meditationspraxis und westliche alternative Therapien zu verbinden. So finden hier ehemalige buddhistische Mönche und Frauen aus Londons und Kaliforniens therapeutischer Szene zusammen und verändern sich dabei. Teilnehmer der intensivsten Gruppen und Trainer sowie engste Mitarbeiter Bhagwans leben im Ashram, umgeben von subtropischen Gärten. Die meisten aber wohnen draußen in billigen Hotels, gemieteten und geteilten Appartements.

Jeden Abend ist Bhagwan noch einmal beim darshan für wenige zu sehen und beschränkt auch zu sprechen. Die Anliegen hat man vorher schriftlich eingereicht. Er trifft sich mit einer Gruppe, die ihre Arbeit hinter sich hat, oder er begrüßt nach geregelter Anmeldung neue Schüler, die sannyas nehmen, drückt ihnen das dritte Auge, gibt ihnen einen neuen Namen, erklärt ihn, hängt ihnen die Halskette mit seinem Bild um — all dies keine Besonderheiten bei einem indischen Guru — und verordnet die Therapiegruppen, die sie in den kommenden Wochen machen sollen. Andere nehmen beim darshan kurz und meist formal Abschied. Vereinzelt kommen auch Sannyasin mitten während ihres Aufenthalts in Unsicherheit über ihren Weg, werden vorgelassen, erleben dann bisweilen heftige Energieströme in der Gegenwart Bhagwans — oder auch gar nichts. Beides gilt als perfectly o.k.

Zweifellos: Zentrum des Ashrams ist Bhagwan, für ihn arbeiten alle, von der Chefsekretärin bis zur Rezeption, vom Gärtner bis zum Therapeuten. Also Personenkult? Ein Verführer mit Ich-Bessenheit und Selbstüberschätzung? Alle müssen abnehmen, schrumpfen gern zusammen, damit einer noch immer grösser wird? Hier setzen die verzerrenden Missverständnisse ein, viel gravierender und undurchschaubarer als bei der journalistisch auf allen Ebenen gut gehenden Sage vom "indischen Liebes-Hexer" und "größten Sex-Guru" mit Blut und Nacktheit in den Encounter-Gruppen. Man darf nicht frühzeitig interpretieren nach bekannten Mustern, sondern muß lange zusehen und weiter beschreiben, was hier vorgeht:

Nur einer ist Meister

Zentrum des Ashrams ist Bhagwan — aber gerade in seiner Nähe ist er fern. Gerade das Zentrum entzieht sich, erscheint und verschwindet . Biedert sich nicht an. Kumpelt nicht. Spielt nicht den Jovialen. "Wie er sich räuspert, wie er spuckt", und auch Wesentlicheres kann ihm keiner sogleich abgucken. Man kann ihn nicht kopieren, denn er ist erleuchtet, wir sind es nicht. Das schafft Distanz, ist der Graben, den Bhagwan täglich durch Anwesenheit und durch Abwesenheit neu aushebt, den man durch liebenswürdige Atmosphäre im Ashram ertragen, nicht aber überbrücken oder zuschütten kann.

Er ist der Meister, die anderen die Schüler. Er ist den weiten Weg gegangen und ans Ende gekommen. Die Schüler sollen im darshan keine Fragen über Bhagwan selbst stellen. Wir können nicht beurteilen, ob er erleuchtet ist. Zweifel daran ist erlaubt, weil natürlich, kann sogar der erste Schritt zum Vertrauen sein.

Dieser Abstand ist auf verschiedensten Ebenen spürbar: Sannyasin, die drei Monate im Ashram sind, haben Bhagwan vielleicht zweimal beim darshan gesehen, ihm für Minuten gegenübergesessen, drei Sätze gesagt, eine Frage gestellt, zwei kurze Antworten gegeben. Sonst wirft man Fragen in den Ashram-Briefkasten und kann am nächsten Tag die Antwort im Büro abholen. Dies ist der normale Weg der Kommunikation. Trotz dieser stark dosierten, geregelten und formalisierten Nähe habe ich keinen getroffen, der sich von Bhagwan nicht akzeptiert, ernst genommen, besorgt, gut beraten, geliebt fühlt. Er kennt sie, hat jedem das dritte Auge gedrückt, jedem einen neuen Namen gegeben, jeden begrüßt und verabschiedet. In den Archiven liegen die Bilder aller Sannyasin; sie werden eingeladen zum Erleuchtungstag und kommen zu Tausenden.

Das Akzeptiertsein erleben die Sannyasin auf vielen Ebenen. Bhagwan bestätigt sie in ihren emotionalen Wünschen, in ihrer Suche nach authentischer Liebe. Er bestätigt sie in der Gesellschaftsdistanz, die sie gewöhnlich haben. Er brandmarkt eine Gesellschaft, in der Töten von Zeit zu Zeit und auf dem Fehrnsehschirm täglich erlaubt ist, in der aber viele Ausdrucksformen der Liebe als obszön gelten. Wie Bhagwan radikal kritisch gegenüber der Gesellschaft ist, so auch gegenüber jeder organisierten Religion. Bhagwan und seine Schüler sind Mystiker, Hassidim, Sufis; sie sind „Entdecker" und nicht „Ritualisten" wie gewöhnliche Christen, Buddhisten und Muslim.

Noch auf andere Weise gibt es Luftbrücken über die Gräben hinweg. Mystisch paradox und zen-buddhistisch, chassidisch oder gut evangelisch (?) kann unendlicher Abstand zum Hier und Jetzt umschlagen: Der sich als Katalysator, Hilfe, spiritueller Wegführer anbietet, kann auch sagen: Ich habe dir gar nichts beizubringen. Es ist alles schon da. Nur du blockst ab, weißt es noch nicht, hast die Wirklichkeit noch nicht mit Einsicht, mit Erleuchtung eingeholt. Und so, in der paradoxen Dialektik von Nähe und Distanz zu Bhagwan auf allen Ebenen erfüllt und enttäuscht der Meister alle Phantasien und Projektionen seiner Sannyasin — und wohl noch seiner Kritiker und Feinde in Politik und Presse.

Darum steht er in der besten Tradition östlicher Gurus. Sie alle waren und sind weniger Vorbilder, die Nachäffer suchen, sie sind weniger Vorbilder als Projektionswände für Illusionen und Selbstbegegnung, Phantasie und Realität. Die faktische Präsenz, die Nähe des Gurus ist wichtiger als das, was man ihn fragen kann, wichtiger als das, was er sagt oder drucken läßt. Man arbeitet sich ab, kämpft sich durch am erleuchteten glänzenden Gegenüber, mit dem man sich nicht identifizieren kann, das aber anzieht und Hilfe anbietet, dem man einen Vertrauensvorschuß und Erkenntnisvorsprung einräumt.

An diesem Gegenüber, das genauso nahe ist wie es sich entzieht, reflektiert man Bewußtseinszustände, Sehnsüchte, Ängste, Fragen und Antworten. Sie prallen ab, spiegeln zurück, bis man seine Projektions- und Phantasiewelt als solche erkennt. Projektionen lassen nach, Selbstbegegnung nimmt zu; und dann kann es geschehen, daß der Schüler den Bhagwan trifft — nicht persönlich, nicht durch Kausalverbindungen, sondern durch „Synchronizität", Gleichzeitigkeit mit ihm in der Zeit- und Raumtranszendenz. Das ist der Flucht- und Zielpunkt der Perspektive innerer Wiedergeburt, dann sagt der Meister: Wenn du mich triffst, töte mich.

Splitter und Balken

Kritik anzumelden fällt nicht schwer. Kritik ist allzuoft Selbstschutz, will sich und andere an fremde Ansprüche, andere Wirklichkeit gar nicht erst heranlassen. Halbblind, den Splitter im Auge des anderen zu suchen, lenkt vom Balken im eigenen ab. Die Spiritualität in Poona besteht nun aber gerade auch darin, Erfahrungen erst einmal zuzulassen, bevor man sie analysiert, den Lebensstrom erst einmal wieder zu entdecken, bevor man ihn kanalisiert, interpretationslos zu leben und nicht zu richten."

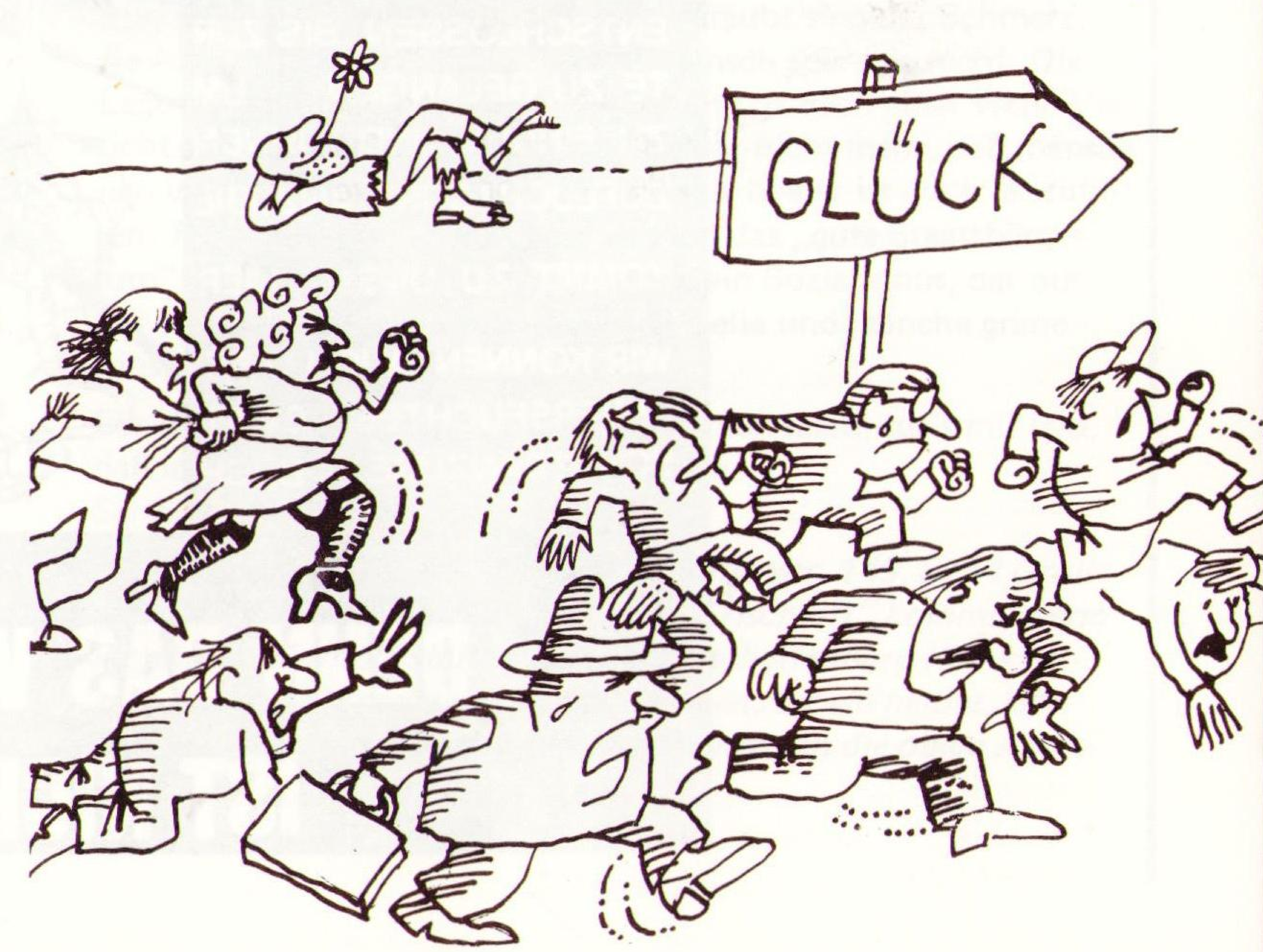
aus: Nonkonform, alternative Zweimontaszeitschrift, Spernerstr. 2, 1000 Berlin 21.

ERLEBNISSE IN EINEM SPIRITUELLEN SUPERMARKT

Dieser Artikel ist aus der „Frischluft" Nummer 6. Wer sie nicht kennt: „Frischluft" ist eine Zeitung für den Untermain (als Frankfurter haben wir uns belehren lassen: „unten ist beim Main bereits so um Aschaffenburg herum"), die jeden Monat erscheint. (Für die Zwischenüberschriften kann Udo, der Verfasser, nix.—ID)

Von Eva Renzi bis Udo Untermain

Seit Eva Renzi ist Bhagwan, der Sexguru, den Deutschen ein Begriff. Sattsam berichteten Stern, Spiegel und Bild über die ach so sittenlose Heilslehre aus Poona. Als ich vor nicht allzu langer Zeit die Gelegenheit bekam, nach Indien zu reisen, wollte ich auch einige Zeit bei dem Meister verbringen, und ein bißchen versuchen, so neugierung und offen wie ich konnte, seinen Weg zu verstehen. Sechs Wochen Gruppen, Meditationen, „Lectures" wurden daraus, doch ein Sannyasin, ein Schüler Bhagwans, bin ich dennoch nicht geworden. Als ich dann zurück kam, war der Zeitungstrubel um den Guru zu meinem Erstaunen noch nicht verflacht. Er wird wohl unausweichlich im Gespräch bleiben, in

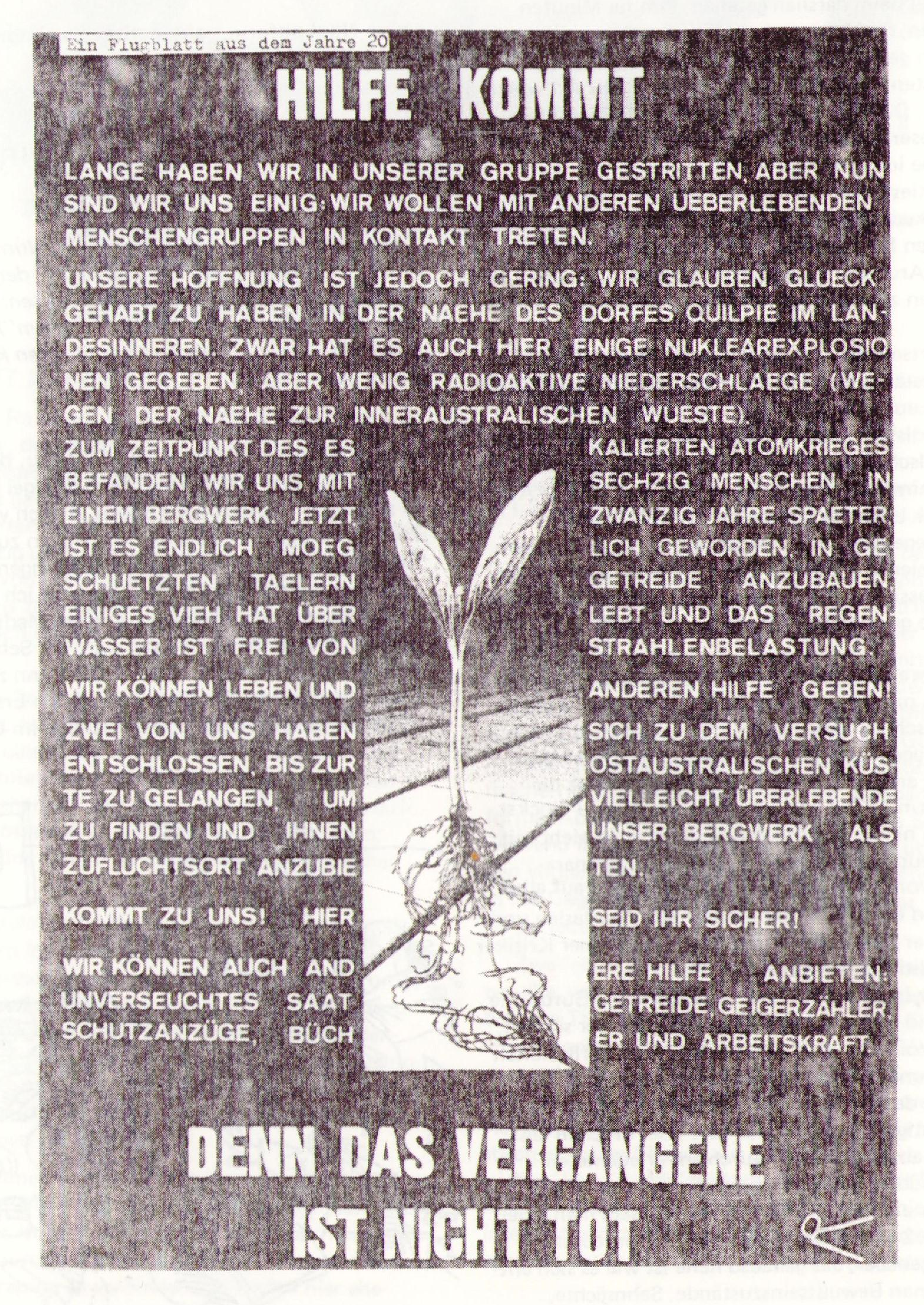


einer Gesellschaft, die anonym und kalt ist wie unsere; im Gespräch als Lösung, wie sie schon einige Aschaffenburger ergriffen haben. Die Redaktion der Frischluft war interessiert einen Artikel über den Mann zu bringen, und deshalb werde ich jetzt versuchen, darzustellen, wie mir das Leben in Poona erscheint.

Mein erster Eindruck war ziemlich abstoßend. Da geht mensch an Wächtern vorbei durch ein Tor und kommt in einen unbeschreiblichen Massenrummel. Haufenweise reisen Neugierige an, nutzen gleich die Einkaufsmöglichkeiten in Ashram (dem Tempel, so etwas wie Bhagwans Residenz), kaufen Seife, Postkarten, orange Kleidung oder Bücher und nehmen bald darauf die Möglichkeiten eines spirituellen Supermarktes wahr. Bhagwan ist „in", und Neckermann machts möglich. Was stört es schon, wenn Bhagwan morgens die 200 m von seinem Haus zur Vorlesungshalle abwechselnd mit einem Mercedes und einem Chevrolet fährt, oder daß mensch von Kopf bis Fuß von zwei Sektenmädchen abgeschnuppert wird, wenn mensch zur „Lecture" (Vorlesung) will, weil mensch keinen Geruch an sich haben darf, wenn mensch sich dem Guru nähert.

Die Kritik in Deutschland ist heuchlerisch ...

Bereits nach kurzer Zeit jedoch sind diese Erscheinungen für den, der eine tiefere Bedeutung in dem Ganzen sucht, nur noch Oberfläche. Unter all dem existiert eine zweite Ashram-Welt und die ist schon nicht mehr so abstoßend. Alle Veranstaltungen sind freiwillig, keiner wird zu etwas gezwungen oder verführt, jedenfalls nicht mehr als das Vorleben einer Alternative Verführung ist. Viel ist möglich, nichts ist Zwang. Von daher gibt es keinen Vergleich von Bhagwan mit Hare Krishna, oder der Moon-Sekte. Bhagwan verführt nicht mehr als zum Beispiel gelebtes Christentum. Das Schlagwort „Sexguru" ist auf dieser Ebene auch längst entwertet, daß es in der Presse so oft auftaucht, sagt wohl mehr über Geschäftemacherei mit Prüderie und Verklemmung, als über den Weg des Guru. Was Bhagwan über freie Liebe lehrt, hat seine exakte Paralelle in der modernen Psychotherapie, und ist deshalb nicht halb so platt, wie alle Berichte darüber. Überhaupt ist die Gruppentherapie in Poona qualitativ meines Erachtens sehr hochwertig, wieder arbeitet die westliche Psychologie (Urschrei, Gestalttherapie) mit gleichen Mitteln. Kein Wunder, denn Bhagwans Gruppenleiter sind Psychologen, die ehemals in Europa und Amerika ...en guten



Ruf in Fachkreisen genossen. Für manche neu: Neben Schlägen und Sex, sind die Gruppen vielleicht ein ausgezeichneter Weg zur Selbstfindung.

In Poona ist also mehr zu finden als ein billiger Rattenfänger, der Leute mit Sex und Herdentrieb ködert, wenngleich manchmal der Eindruck entsteht, das viele nur dort sind um kritiklos anzubeten und möglichst viele Orgasmen zu erleben.

Ich bin überzeugt, mensch muß Bhagwan anders verstehen. Die Kritik in Deutschland ist, wie ich glaube, allzu heuchlerisch. Was von den Zeitungen kommt, zeugt, wie gesagt, mehr von der Welt des anspruchslosen Journalismus, als vom Weg Bhagwans. Die Kirchen werfen der Sekte Methoden vor, die sie seit Jahrtausenden selbst benutzen. Bhagwan fängt mit Weltflucht und enthemmten Leben? Die Kirche mit Angst vor dem Teufel und der Weltflucht auf ein Leben nach dem Tod. Bhagwan lebt in Prunk und Reichtum?
Der Papst nicht? Aber der Papst lebt persönlich sehr asketisch! Bhagwan auch! Politiker reden von Realitätsverlust und Abkapselung. Ist dies ein Wunder bei der Welt, die sie heute der Jugend vorsetzen? Tragen diese Herren nicht dazu bei, daß sich viele zurückziehen aus einer Welt von Berufsverboten und Bespitzelungen?

Unsere Gesellschaft erzeugt die Sekten, treibt Bhagwan Menschen in die Arme, weil sie kaum Menschliches anbietet. Ihre Kritik am Guru ist deshalb notwendig unehrlich. Erst wenn sie einsieht, daß sie sich ändern muß, um die Weltflucht zu ändern, wird ihre Kritik konstruktiv. Doch es wäre zu einfach, aus der Heuchelei etablierter Gruppen Bhagwan zu rechtfertigen.

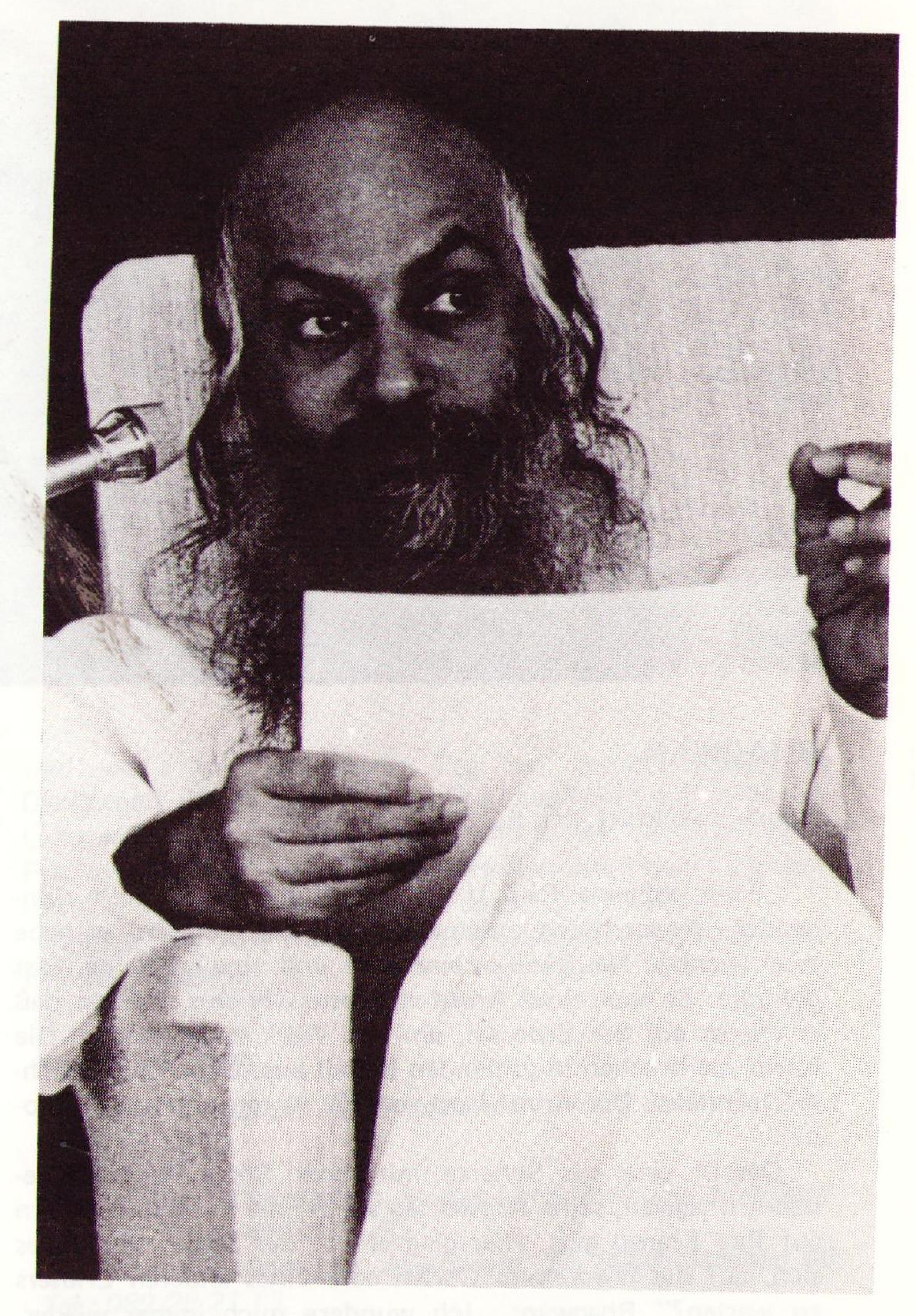
... aber das „Hier und Jetzt" ist ein bißchen zu leicht...

Die Kernfrage lautet für mich: Ist dieser Weg ein Ausweg aus unserer miesen gesellschaftlichen Situation, oder ist er nur ein Irrweg, ein selbst kranker Reflex einer kranken Gesellschaft? Für die erste Möglichkeit spricht die Psychologische Tiefe, die die Arbeit in Poona erreichen kann. Die Entlarvung des banalen Lebens im Westen ist eine große Chance, die Bhagwan ergriffen hat. Zu vieles jedoch läßt mich auf die zweite Variante schliessen. Nicht freier Sex und Schläge in Gruppen sind dabei wesentlich. Wichtiger scheint mir, daß dieser Weg zu leicht gemacht ist, emotionales Leben im Hier und Jetzt, ohne Gedanken an das, was kommt, wie es Bhagwan propagiert, ruft nach Mißbrauch, nach Diktatur, und daß Bhagwan die Demokratie als „Herrschaft der Affen" bezeichnet, macht mich nachdenklich. Das Fehlen eines sozialen oder politischen Aspektes in Bhagwans Lehre entwertet sie in einer Welt, die mit der Atombombe leben muß, es macht sie gefährlich.

Wichtig ist auch, daß der Meister viel Kluges sagt, aber oft im Ungenauen und Widersprüchlichem bleibt. Einmal redet er gegen den logischen Verstand, nennt ihn kalt, verderblich, gewalttätig. Das kann wohl sein, doch dann werfen viele das Ding ganz über Bord, ohne daran zu denken, daß die Vernunft meistens nur falsch eingesetzt wird, und daß sie eigentlich viel zur Selbsterkenntnis und Eigenständigkeit beitragen kann. Ein anderes Mal ist er gegen Gewalt, hat aber seine Wächter die bei jeder Störung in Ashram eingreifen und den Störer notfalls mit Gewalt rauswerfen. Mensch hört dann das Argument: ein gewisses Maß an Ordnung muß sein. Sicher, das leuchtet ein, doch genau damit läßt sich auch ein Polizeistaat rechtfertigen. Natürlich ist Poona keine autoritäre Gesellschaft – noch nicht. Was ist, wenn die Sekte wächst? Dann gibt es auch mehr Apparat, braucht mensch mehr Ordnung, ist dann der Vergleich noch so weit hergeholt?

... und die ungenauen Lehren des Meisters laden zum Mißbrauch ein...

Nein, für mich ist Bhagwan keine Lösung. Wer den Mißbrauch des Menschen in der modernen Gesellschaft ablehnt, wie die Leute in Poona, darf denselben Mißbrauch nicht Tür und Tor öffnen. Die Ideen des Meisters sind human, die Idee der Demokratie ist es auch. Letztere hat sich in der Realität sehr in ihr



Bhagwan Shree Rajneesh

Gegenteil verkehrt, von der großen Bürgerfreiheit ist zwar etwas da, aber der Preis ist ein entmenschlichter Technologiestaat. In einer kleinen Gruppe ist die Lehre Bhagwans noch warm und freundlich, doch über die Möglichkeit des Mißbrauchs, wenn die Sekte wächst, denkt der Guru nicht nach. Für mich ist er daher nur in einer Beziehung ein Ausweg aus einer unerträglichen Lage, er ist die „Schlafmittellösung". Gut betäubt sind der Schmerz, die Angst, der Druck zwar da, aber mensch spürt sie nicht. Die Lage reizt, sich zu betäuben, das Schöne ist nach einer Weile Verzicht auf die Vernunft merkt mensch gar nicht mehr, daß mensch sich überhaupt betäubt? Der Ehrlichkeit halber ist noch anzufügen: Für Schlafmittellösungen halte ich das „gute Staatsbürgertum", ein Christentum, das nur betet, ein Sozialismus, der nur auf die Revolution wartet, die Disco-Welle und manche grüne Einsiedelei auch.

Für diejenigen, die nicht gern lange Artikel lesen, tut's mir leid, daß ich mich nicht kürzer fassen konnte.
Schöne Grüße, Udo.

Ihr erreicht Udo über „Frischluft", Grabenstr. 149, 8754 Großostheim, Tel. 06026/5709. Und die „Frischluft" kommt, wenn ihr auf das Konto 596023 Sparkasse Aschaffenburg (Bankleitzahl 79550000) sechzehn Mark überweist, für ein halbes Jahr in Haus. (Ihr könnt auch Schecks schicken, an die obige Adresse.)



BHAGWAN

Poona, Frankfurt, den 6.2.80

„Papst Johannes-Paul II. hat alle Kardinäle zu einer dringenden Versammlung zusammengerufen. Er erklärt, er habe zwei wichtige Neuigkeiten:eine gute und eine schlechte. Erst die gute: Er habe einen Anruf von Jesus Christus erhalten, daß er wieder auf der Erde sei, um sein Werk zu vollenden. Die Kardinäle brechen in johlenden Beifall aus. Dann die schlechte Nachricht: Der Anruf kam von 17, Koregaon Park in Poona."

Das ist einer der Scherze, mit denen Shree Rajneesh, genannt Bhagwan, seine Antworten würzt, die er seinen Jüngern auf ihre Fragen gibt. Hier ging es um die Frage: „Lohnt es sich, auf die Wiederkehr Christi oder eines anderen Erlösers zu warten?" Bhagwan: „Ich wundere mich immer wieder, was für ein Unsinn die Leute bewegt. Jeder von euch ist Jesus. Wartet nicht auf die Erlösung. Erlöst euch selbst!"

Als ich meiner Wohngemeinschaft erklärte, daß ich nach Poona fahren würde, bekam ich zu hören: „Auch 'ne Alternative: Anstatt in Frankfurt den Frust unterm Weihnachtsbaum mitzumachen, fährt er zum Gruppensex beim Guru." Dabei war mein Poona-Trip alles andere als eine Fahrt mit dem Bums-Bomber nach Fernost. Sie war eher der vorläufige Höhepunkt einer jahrelangen Entwicklung. Gleichzeitig mit der schmerzhaften Auflösung einer jahrelangen Beziehung vor einem Jahr - wahrscheinlich auch begünstigt dadurch - erfaßte mich die allgemeine Resignation über den Zustand der Frankfurter Polit-Scene besonders stark. Das meint sowohl ihre politische Wirksamkeit, als auch den Zustand der Kommunikation untereinander.Als linker Naturwissenschaftler hatte ich natürlich alles, was mit Spiritualität und Religiosität zu tun hatte, immer weit von mir gewiesen. Nach einer bewußten Entscheidung machte ich mich nun auf die Suche. Und nun, offen und empfänglich für die Techniken und Wege der Selbstfindung, machte ich Erfahrungen, die mich letztlich ein neues Leben — mit neuem Namen — beginnen ließen. Bald nachdem ich mich auf die Suche gemacht und mich diesen Erfahrungen geöffnet hatte, erkannte ich, daß für mich in meiner Situation mit meiner Vergangenheit nur zwei Gruppen interessant waren. Natürlich schieden die aus, deren Inhalt nur die Verehrung einer Person und deren Profitsteigerung ist. (Maharishi Mahesh Yogi, Guru Maharaj Ji, Hare Krishna. . .) Diese Gruppen beschränken sich meist darauf, bestimmte östliche, hauptsächlich buddhistische und hinduistische Inhalte auf unsere Breiten zu übertragen.

Große Anziehungskraft hatte zunächst eine für mich bei uns ziemlich unbekannte Gruppe , die eine Verbindung von Meditation und politischem Engagement praktiziert. Ananda Marga ist eine in Indien sehr bekannte — zeitweise verbotene — Organisation, die die sozialen Zustände dort (besonders kraß: das Kastensystem) auf marxistischer Basis kritisiert. Das ging schon bis zu Flugzeugentführung und Selbstverbrennung. Ananda Marga -Gruppen leisten heute hauptsächlich karitative Arbeit: Rehabilitation von Drogen-Geschädigten, Strafgefangenen, in Altenheimen, Waisenhäusern, psychiatrischen Kliniken usw. nicht nur in Indien, sondern rund um die Welt.

Ich lernte Mitglieder kennen (übrigens in der gleichen einsamen griechischen Bucht, die Swami Satyananda - der Sternreporter - in seinem Buch „Ganz entspannt im Hier und Jetzt" beschreibt, das 1979 bei Rowohlt erschienen ist). Ich fuhr nach Schweden ins Meditationszentrum.

Zur gleichen Zeit intensivierte sich aber auch mein Kontakt zur Idee Bhagwans und zu einigen seiner Anhänger. Seit einiger Zeit wußte ich bereits, daß ich nach Indien fahren würde, aber je mehr ich mich mit Bhagwan befaßte, desto klarer wurde mir, daß ich ihn besuchen würde. Ich kann nicht genau sagen, was mich am meisten an ihm faszinierte, die Menschen, die ihm begegnet waren und seine Mala (die


Manufaktur der Bhagwan-Ketten

Kette aus Holzperlen mit seinem Bild) angenommen hatten oder das Konglomerat aus modernsten westlichen Psycho-Theorien, die von Wilhelm Reich (Sexualität, Energie), Alexander Lowen (Bio-Energetik), Fritz Perls (Gestalt-Therapie) bis zu den neuesten Körper-Therapien, die an kalifornischen Instituten entwickelt wurden, reichen. Darauf aufbauend entwickelte Bhagwan eigene Meditationsmethoden,die neben der Wendung nach innen das Verarbeiten des Erlebten und die Befreiung von Belastungen erzielen. Viele Techniken der gesamten spirituellen Welt (Sufi-Derwische, Yoga, Zen, T'ai chi, Taoismus, Hinduismus, Buddhismus) werden mitverarbeitet.

Das alles führt unter den abgeschiedenen Bedingungen des indischen Poona zu einer derartig dichten Atmosphäre, die selbst Drogenabhängige in wenigen Tagen vom Heroin herunterbringt. Überhaupt trifft man alle Typen von Menschen bei Bhagwan: vom oben erwähnten Fixer über den Politfreak bis zur Stewardeß, dem Rechtsanwalt mit dem „von" vor dem alten Namen und dem hängengebliebenen Journalisten. Eine Mutter traf ich, die ihre zwei Töchter aus den Klauen des Guru retten wollte, selbst Sannyas nahm (d.h. Jünger wurde) und jetzt bekennt: Etwas besseres als immer Bhagwan zu leben kann ich meinen Kindern ja gar nicht wünschen. Nur eines haben alle gemeinsam: Sie sind offen für das, was mit ihnen geschieht. Sie lernen die Liebe kennen. Ohne jeden Zwang, vollkommen freiwillig.

Bhagwan: „Alle wollen dich ändern und an dir herumbessern: Eltern, Lehrer, Polit-Gurus, Pastoren. . . Nur Liebende akzeptieren dich wie du bist. Aber Liebe macht nicht blind. Liebe ist die Tür von einem zum anderen."

Gebote und Vorschriften gibt es nicht. Tu was du willst, aber tu es ganz und bewußt.

Diese alte Regel, von Bhagwan neu verkündet, einzuhalten, erscheint nicht sehr schwer. Versuche es, und du wirst mit Erstaunen feststellen, wie du dich veränderst.

Natürlich gibt es Kritikpunkte. Kritik ist oft Selbstschutz, will sich mit fremden Argumenten gar nicht auseinandersetzen. „Halbblind den Splitter im Auge des anderen suchen, lenkt vom Balken im eigenen ab. Die Spiritualität in Poona besteht nun aber gerade auch darin, Erfahrungen erst einmal zuzulassen, bevor man sie analysiert, den Lebensstrom erst einmal wieder zu entdecken, bevor man ihn kanalisiert, zu leben und nicht zu urteilen."

Viele Frankfurter Freunde scheinen mir sensibilisiert für diese Gedanken. So verlief denn auch meine eigene Rückkehr in die Frankfurter Scene weniger anstrengend als ich dies befürchtet hatte. Neben Unsicherheit traf ich auf viel Offenheit, Sympathie und Neugier. Lediglich zwei Frankfurter Taxifahrer — frühere Polit-Macker — blieben ihrer Rolle treu und reagierten mit Anmache auf Bild-Zeitungs-Niveau.

Eigentlich sollte dieser Reisebericht sehr viel konkreter ausfallen und nicht so viele Erklärungen und Deutungen bringen. Denjenigen, die etwas über den Alltag im Ashram von Poona erfahren möchten, empfehle ich das oben erwähnte Satyananda-Buch. Für diejenigen, die Bhagwan immer noch für einen religiösen Spinner halten, sei aus seiner Antwort auf die Frage zitiert: Bhagwan, wie hältst du es mit der Religion?

„Zwei Freunde heiraten am gleichen Tag und beginnen gemeinsam ihre Hochzeitsreise. Am Abend des ersten Tages erreichen sie ihr Hotel. Als sich die Männer noch in das Gästebuch eintragen, während ihre frischgetrauten Ehefrauen schon nach oben gegangen sind, gibt es einen Stromausfall. Nun, in der Hochzeitsnacht läßt man sich von so etwas nicht aufhalten. Im Dunkeln begeben sie sich auf ihre Zimmer. Der eine, nachdem er sich entkleidet hat, kniet sich vors Bett und verrichtet seine abendlichen Gebete. 1 Vaterunser, 1 Avemaria



und weil's ein besonderer Tag ist, noch 1 zusätzliches Dankgebet. Als er darauf seine Frau beglücken will, geht das Licht wieder an und er bemerkt, daß er mit der Frau seines Freundes im Bett liegt. Als er schließlich sein eigenes Zimmer erreicht, muß er feststellen: sein Freund ist Atheist."

WENN DU AUFHÖRST, GOTT ZU SUCHEN, HAST DU IHN GEFUNDEN.

Meesha

Kontaktadressen:

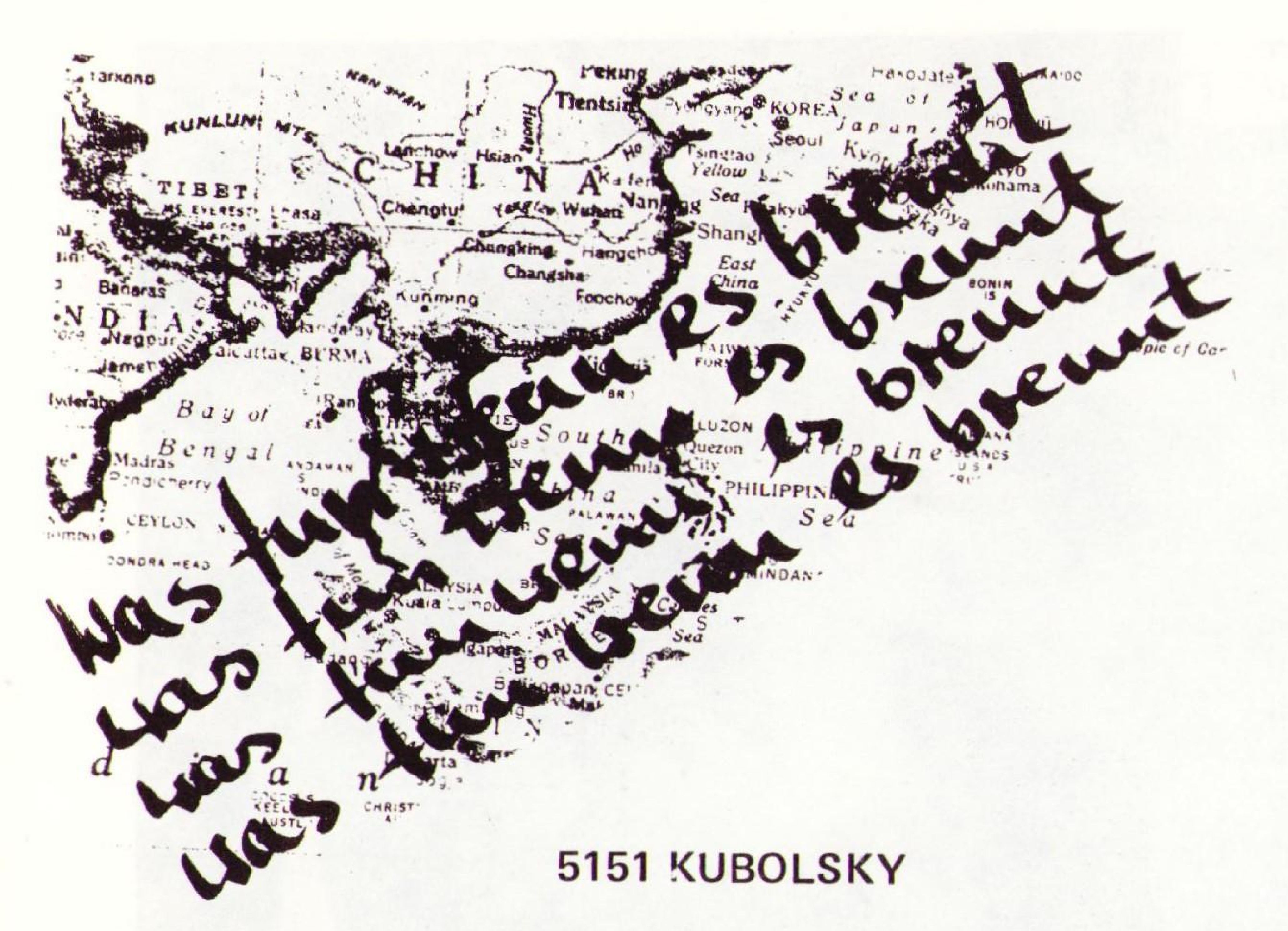
Berlin: Anandlok, Mehringdamm 61, 1000 Berlin 61, Tel.: 030/6 91 79 17

Hamburg: Dharmadeep in der Lorienteestube, Karolinenstr. 7-12, Tel.: 040/43 21 40

München: Satdharma, Amalienstr. 38, 8000 München 40, Tel.: 089/28 21 13.

Frankfurt: Mada in der Ting Teestube, Gluckstr. 13, 6000 Frankfurt-Bornheim.





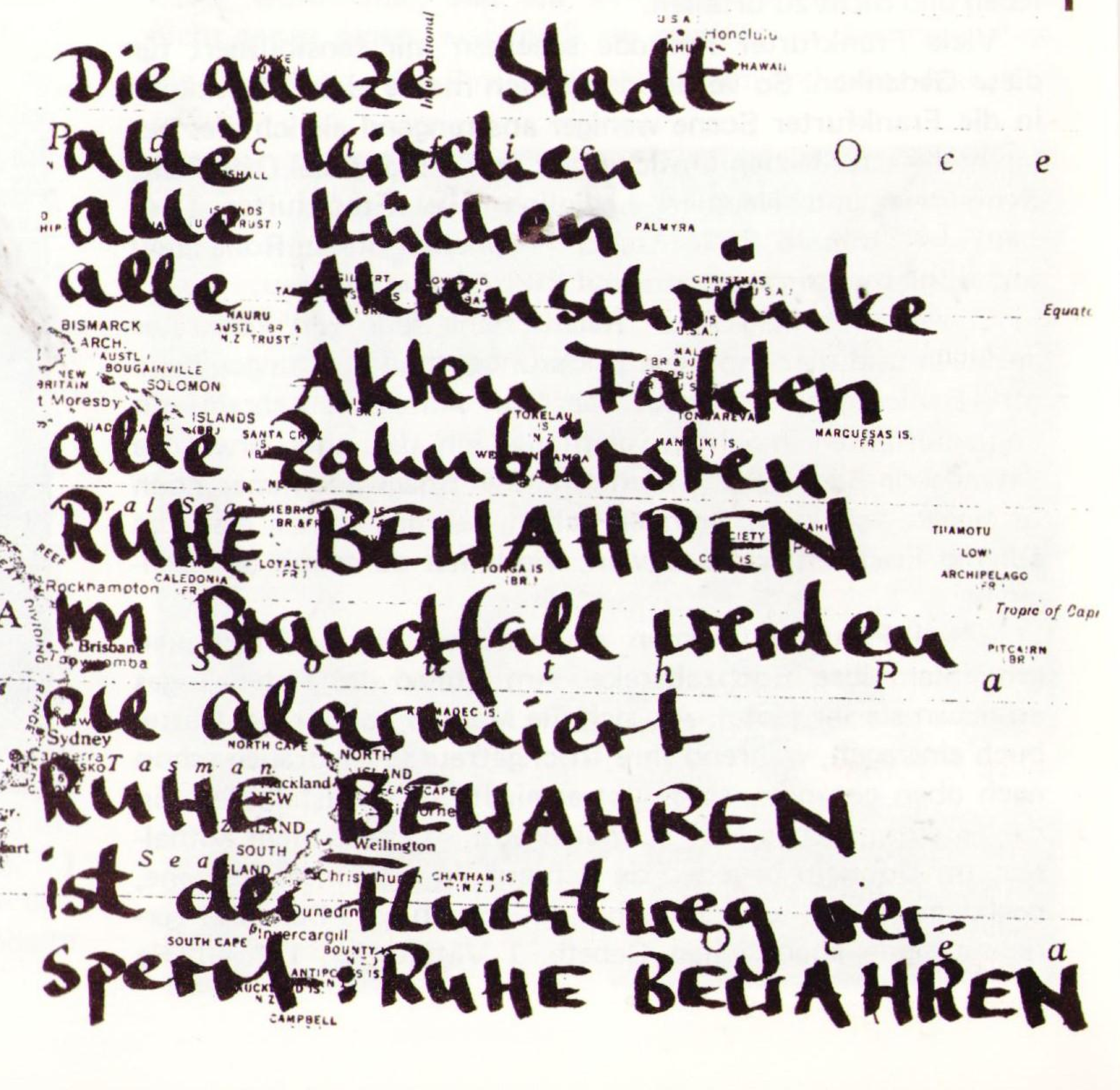
5151 KUBOLSKY

Ich sitze in meinem Zimmer trinke Kaffee und lese.
Über den Faschismus und die besondere Zuneigung der Deutschen zu ihren Führern und deren Schlachthäusern. Es klingelt.
Ich mache auf und ein Freund steht draussen, den Rucksack geschultert und das Fernweh leuchtet in seinen Augen.
„Ich fahre nach Indien. Poona, Goa, Katmandu. Irgendwohin.
Weisst du, ich halt's hier nicht mehr aus. Wollt nur noch mal servus sagen."
Dann lächelt er verlegen und streckt mir die Hand hin: „Mein Jet geht in 2 Stunden, mach's gut."
Wir umarmen uns. Ich bring' kein Wort raus, bin verdutzt, verärgert.

Ich sitze an meinem Tisch und weiss nicht, was ich denken soll.
Klaus ist weg, unerreichbar für Monate. Der sechste innerhalb von neun Wochen.
Meine Freunde wandern ab:
Andy und Ede sind in Mexico,
Joe und Beate in Uncle Sam's Amerika
und der Winni hockt irgendwo in Indien.
Sie gehen. Ich bleibe.
Sie flüchten und ich möchte standhalten:
nicht einfach den Strauss und den Carstens –, Fans das Land überlassen, nicht einfach kleinbeigeben und sagen: is doch eh alles sinnlos.
Die Griechen sind untergegangen, die Römer haben aufgegeben, die Indianer sind fast schon tot und mit uns geht's auch bald zu Ende.
Das Bürgertum schmeisst mal wieder das Handtuch: politisch bankrott seit 1933 und geschäftlich ruiniert, seit die Multis jeden Tag Tante-Emma-Läden aufkaufen, die nur einen minimalen Profit verprechen. Und ab 1984 übernimmt der Computer die Verantwortung.

Und ich frage mich: was soll das?
Was sind das für „Freaks", die mir erzählen, in Katmandu hockt die leibhaftige Erfüllung meines Lebens.
Die ewigen Touristen, die weiss Gott wohin fahren, nur um zu vergessen, wie beschissen es in ihrem eigenen Land für uns alle ausschaut? !
Sie geben auf, ohne daran zu denken, daß wir sie brauchen.
Sie verweigern sich nicht nur dieser Gesellschaft, sondern verweigern auch uns ihren Beistand, ihre Hilfe.
Sie entziehen auch mir die Kraft.
Wie soll ich leben mit Freunden, die sich auf die halbe Welt verteilen?
Soll ich mir jedes halbe Jahr neue Freunde suchen?
Oder erwarten sie etwa, daß ich ihnen nachfahre?
Ich weiß nicht mehr so genau, was ich von meinen Freunden halten soll:
ICH BRAUCHE SIE – UND SIE GEHEN.
BRAUCHEN SIE MICH NICHT?

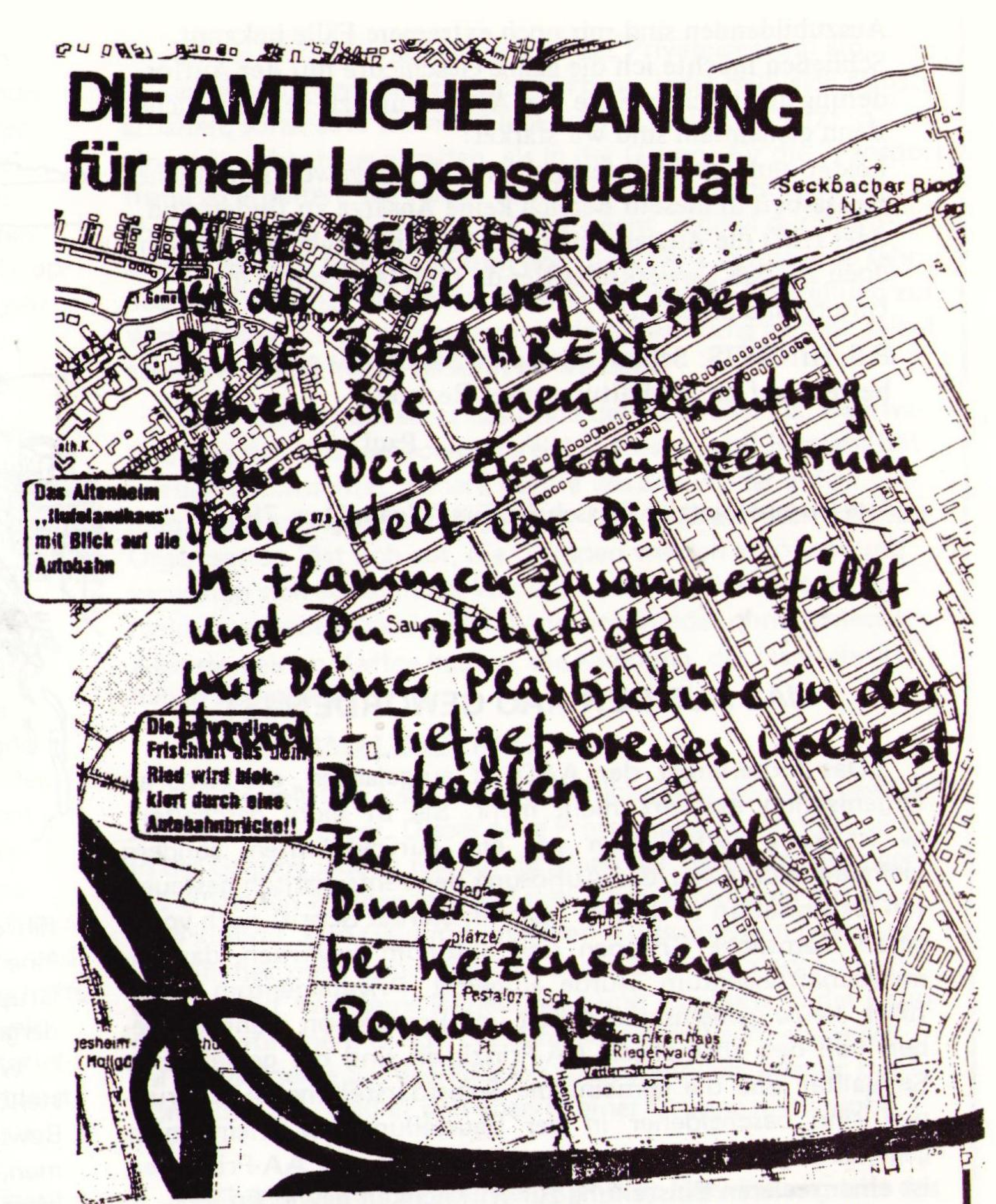
Sie sagen: „WIR WOLLEN FREI SEIN. DIE KÄLTE ZWISCHEN DEN MENSCHEN KOTZT UNS AN. DORT IST ALLES ANDERS."
Und nach einem halben Jahr sind sie wieder da, und erzählen, wie schön und wunderbar alles war, und daß sie DORT wieder hinwollen.
Aber: Warum sind sie dann nicht DORT geblieben? Warum kommen sie zurück, jobben, fahren wieder, kommen zurück im Kreislauf der Jahreszeiten?
Ihre Ferien sind zu kurz, als daß ich sie vergessen kann, um mir neue Freunde zu suchen, und zu lang als daß ich mit ihnen arbeiten, lieben, hassen und leben könnte.
Klar, ich versteh's, wenn hier einer weg will.
Zu kalt, zu teuer, zu unmenschlich.
Wer hier überleben will, braucht ein warmes Herz und darf nicht melancholisch sein.



(Naja, manchmal langt schon ein dickes Scheckheft).
Aber ich frage mich doch, durch was sich diese „Alternativ-Touristen“ von den „Neckermännern“ unterscheiden, die ihren Urlaub auf Mallorca verbringen.
Klar, ihr Urlaub ist länger.
Okay, ihre Erfahrungen reichhaltiger.
Und dann kommen sie zurück und alles ist beim alten geblieben: mies, ranzig, unerfreulich.
Unser Mallorca-Typ malocht wieder in der Fabrik, der „Freak“ geht auf dem Bau.
Nichts hat sich geändert. Der eine ist etabliert, der andere alternativ.
Ich sitze an meinem Tisch und bin traurig.
Ich kann keinen zurückhalten, der gehen will, aber ich kann und mag auch nicht mitgehen.
Ich will mein Katmandu/Mexico/Amerika HIER haben und nicht DORT.
Ich habe keine Lust, zurückzukommen und den gleichen Frust anzutreffen, wie beim weggehen.
Also: Nicht ich muss weg – sondern der Frust. Und das ist im seltensten Fall durch 'ne Fahrkarte zu lösen.

Ein reiselustiger Wolf Kubolsky

aus: Rumpelblatt, Zeitschrift fürs Allgäu, Zainschmiedeweg 3, 8972 Sonthofen



DAS LEBEN IN DEN BERGEN IST HART UND SELTSAM

Hindelang - Hinterstein -

Es war einmal ein grauer, kalter und rostloser Novembermorgen. Gerade eben mußte ich wieder spucken. Ich hatte das Gefühl Dreck ausspucken zu müssen, Dreck, den die Industrieanlagen rechts von mir und die Blechkolonnen links von mir, der Luft beimischen.
Wieder einmal spüre ich Haß und Wut in mir.

Weg aus diesem Dreck
Weg vom Großstadtdreck
Vom Kneipensumpf
Und Hängerfrust.

Ich glaubte zu den Glücklichen zu gehören, die eine wirkliche Alternative zu diesem Leben gefunden hatten. Der Traum vom Leben in den Bergen weckte Hoffnungsschimmer. Innere Ruhe, Ausgeglichenheit und Zufriedenheit schienen greifbar nahe. Die Arbeit als Hausel auf einer Alpenvereinshütte schien mir der Traumjob zu sein. Mit guter Arbeitsmoral, voller Elan und einer ganzen Menge Illusionen trat ich diesen Job Mitte Mai an. Körperliche Arbeit tat nicht nur meinem abgewrackten Körper gut, sondern ich hatte auch das Gefühl, erstmals seit langer Zeit einem Zustand der inneren Ruhe näherzukommen. Das unmittelbare Erleben der Natur, Skitouren, Firnabfahrt am frühen Morgen, kleinere Klettertouren, Wanderungen durch die blühenden Frühlingswälder und dazu die Aussicht, mit dem dabei verdienten Geld irgendwo südlich vom Äquator überwintern – was wollte ich mehr? !

Dieser Traum platzte wie eine Seifenblase. Die brutale Wirklichkeit schreckte mich auf.
Arbeitszeiten von Morgens 5 Uhr bis Abends 22 Uhr mit etwa 2 Stunden Pause zum Essen und Luftschnappen. Ihr habt richtig gehört, der 14 oder gar 16 Stundentag war keine Seltenheit. Es gab auch Regentage an denen nur 10 Stunden gearbeitet wurde.

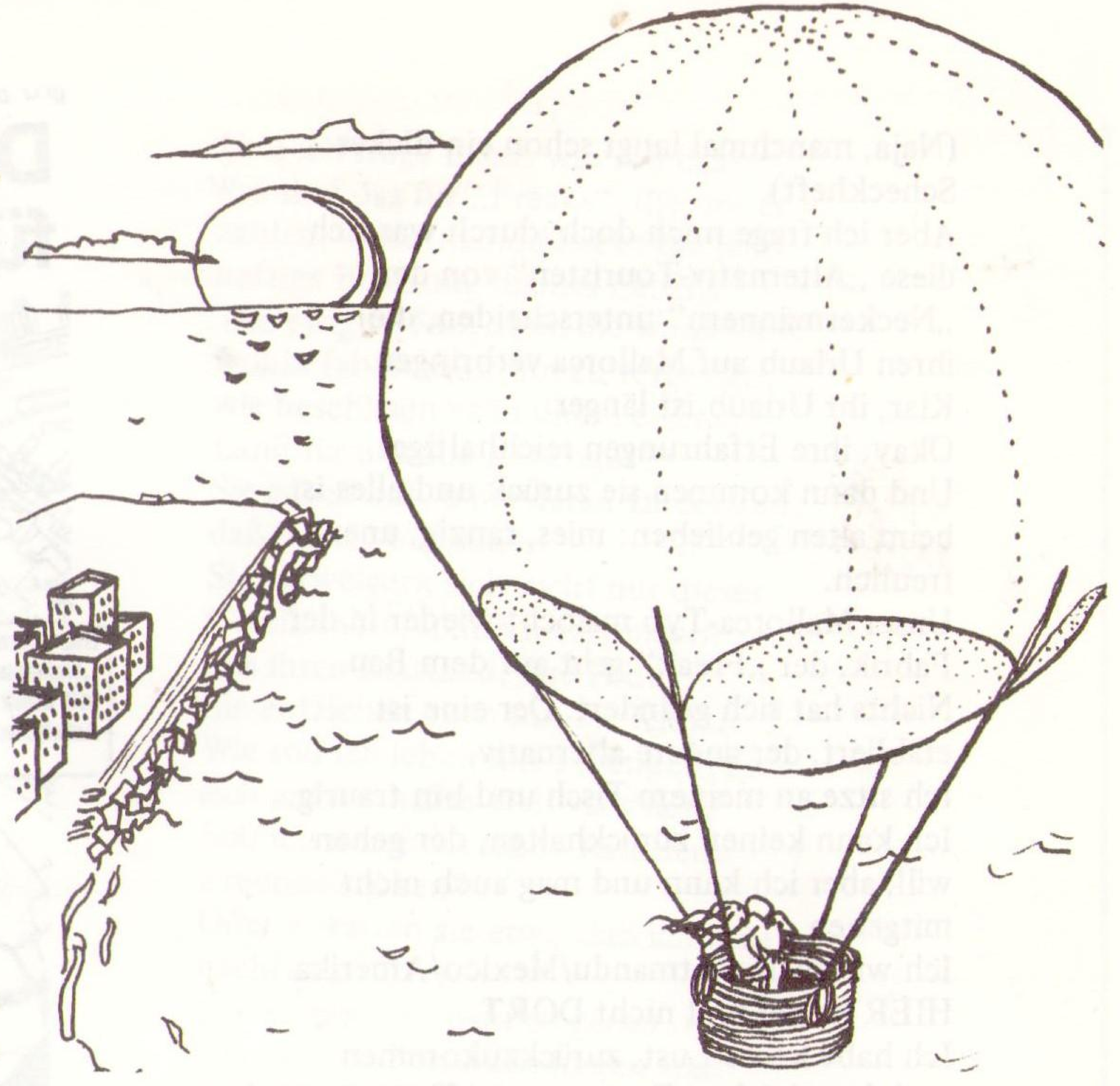
Bei großzügiger Berechnung im Sinne des Arbeitgebers kommen in der Woche etwa 85 Stunden zusammen, an 7 Tagen wohlgemerkt. Wobei anzumerken ist, daß es keine Möglichkeiten gab, die Freizeit nach eigenen Vorstellungen zu gestalten. Denn der liebe Hüttenwirt war König (aber dazu noch später). Wenn man freies Essen, Trinken und Schlafen als Bezahlung ansieht, erhält ein Hausel bei sehr, sehr großzügiger Berechnung (und weil sich diese einfacher rechnen läßt) 1700 DM, das entspricht einem Stundenlohn von etwa 5 DM. Wobei nicht berechnet ist, daß an Sonn- und Feiertagen ein Anspruch auf Zulage besteht. Und gerade an Wochenenden ist der Arbeitstag in der Regel 16 Stunden lang.
Diese nackte Tatsache kann auch nicht durch Idealismus und Begeisterung für das Bergsteigen verdrängt werden. Dies geht noch weiter als die Ausbeutung der Arbeiterklasse im 19. Jahrhundert, es grenzt an Sklaverei. Persönliche Freiheit ist ein totales Tabu. Vielleicht nun einige Beispiele, die die Verhältnisse dokumentieren: „Dem Personal ist es nicht gestattet teure Getränke, wie Spezi oder Apfelsaft zu trinken“, oder: „Was ich befehle, muß gemacht werden, ob es falsch ist oder richtig ist!“
Arbeiten, die Spaß machen, z.B. Außenarbeiten, sind als Freizeit anzusehen (freie Tage!). Sehr ungern sieht der Hüttenwirt lesendes Personal!
Bei der Forderung nach mehr Lohn, die ich damit begründete, daß ich in früheren Zeiten für meine Tätigkeit mehr bezahlt wurde, „beschimpfte“ mich der Hüttenwirt als Gewerkschaftler, warf mir vor, vertrauliche Gespräche mit Kollegen zu führen, und meinte, ich solle mich doch ihm gegenüber als Sozialarbeiter etwas sozialer verhalten. Von diesen Beispielen ließen sich noch einige aufzählen.
Aufgeschrieben habe ich die ganze Geschichte aus verschiedenen Gründen: einmal hat es mir ganz persönlich gut getan, dies zu tun, und weiterhin sehe ich es als dringend notwendig, so etwas zu veröffentlichen. Vielleicht geht es anderen, die in der Gastronomie arbeiten, ähnlich und sie müssen sich in der totalen Isolation mit ihrem Schicksal abfinden. Vom

Auszubildenden sind mir noch extremere Fälle bekannt. Schließen möchte ich die ganze Geschichte mit der Aufforderung alle solchen Fälle von Ausbeutung zu veröffentlichen, denn gemeinsam sind wir stärker!
Leider muß ich noch feststellen, daß von gewerkschaftlicher Basisarbeit in diesem Bereich keine Ansätze zu finden sind, oder trifft die Aussage mehrerer hier ansässiger Arbeitgeber doch zu, daß Gewerkschaftler da sind, jedoch nur im Untergrund arbeiten?

P.S. HINWEIS: Schaut euch eure Saisonjobs genau an und besteht auf die Einhaltung eurer Rechte!

- Paul –

Aus Rumpelblatt — Zeitschrift fürs Allgäu, Dez. 79



WAS AUS DER AAO GEWORDEN IST

„Das Experiment der AAO ist ausgelaufen, die AAO als Organisation existiert nicht mehr. Sie ist nicht gescheitert, es ist kein Zerfall oder gar ein Zurückschalten, sondern vielmehr wurde seit der Auflösung der zentralistisch gesteuerten Organisation in diesem Jahr ein starker Schritt nach vorne getan. Sämtliche Gruppen sind autonom geworden, das Gemeinschaftseigentum wurde aufgelöst, Privateigentum eingeführt, keine gemeinsame Arbeit und Produktion mehr, geblieben von den ehemaligen AA-Prinzipien sind die gemeinsame Sexualität und die gemeinsame Selbstdarstellung. Alle Gruppen sind bescheidener in der Beurteilung der Kleinfamilie gegenüber geworden, die strenge Ideologie der AA-Prinzipien ist einer realeren Einstellung zur Wirklichkeit gewichen.

Wie hat das Experiment der AAO begonnen?

Damals, 1970, sind wir entstanden aus der Aufbruchstimmung der 60er Jahre, dem Komglomerat von neuen Gedanken, die diese Zeit prägte. Studentenbewegung, revoltieren, Kampf dem Establishment, Sozialismus verwirklichen, antiautoritär sein, dagegen sein, drop out, sei Hippie, Sexwelle, Frauenemanzipation, Wilhelm Reich, Aktionismus, nur nicht als Normalbürger enden, endlich ein neues Leben beginnen. Die 60er Jahre brachten viele Versuche und Ansätze hervor, doch ihre Basis war unrealistisch. Protest allein genügt eben nicht, man muß was neues machen, dabei tauchen reale Probleme auf, die es zu überwinden gilt. Wir begannen damals als WG in der Wiener Praterstraße. Was uns jedoch von den anderen Gruppen dieser Zeit unterschied, war, daß wir die Utopie der linken Ideale in der Praxis zu verwirklichen begannen. Dadurch konnten wir auch erst ihren irrealen Charakter erkennen und uns davon entfernen.

1973 begannen wir mit freier Sexualität und Gemeinschaftseigentum, alles gehörte allen, Gleichheit für alle, Verzicht auf Konsum, Komfort, Individualität im Äußeren, keine Mode, kein Fernsehen, kein Luxus. Keine Privatzimmer, keine Besitzsexualität, gemeinsames Schlafen, keine Privatkleider, keine Kneipen, alles gemeinsam bis zu den Unterhosen, kein Privatgeld, wir fühlten uns revolutionär, die Leute waren schockiert, wenn wir mit unseren selbstgenähten Kleidern und den kurzgeschorenen Haaren auf der Straße gingen. Wenn sie uns besuchten und wir ihre Existenz kritisierten, waren sie betroffen. Ja, wir machten alles anders. Damals wunderten wir uns über die gesellschaftliche Diskriminierung, der wir ausgesetzt waren und den Mangel an Anerkennung. Heute ist klar: wir waren einfach zu anders, im Auftreten zu radikal, Psychopathen und kaputte Leute fühlten sich davon angezogen. Die, die die Anpassung in der Gesellschaft nicht geschafft haben, hofften hier ein sorgenloses Leben führen zu können. Jeder konnte einziehen, wir gaben jedem eine Chande. Durch die Schwierigkeiten, die diese Leute in der Gruppe bekamen, rückte automatisch die Therapie in den Vordergrund des Gruppenlebens, sie war einfach notwendig.

Wir begannen mit Aktionsanalysen, die sich zur Selbstdarstellung entwickelten. Es ging um das öffentlich — und damit Bewußtmachen der Krankheit, der Wahnsinn muß herauskommen, wer bin ich, Auseinandersetzung mit der Kindheit, den Eltern, infantil sein, Regression zum Baby, eine neue Kindheit erleben, ein neuer Mensch werden. Wir waren mit Begeisterung dabei, Aufbruchstimmung, eine schöpferische Explosion, sich verändern, aber nicht auf dem Papier oder in Büchern, sondern bei sich selbst beginnen. Das ist die neue Freiheit. Wir waren romantisch und unrealistisch. Der Friedrichshof war unser Paradies, eine Insel glücklicher Kinder, keine Lohnarbeit mehr, keinen Chef, Studenten werden Handwerker, eigene Hühner, Schweinezucht, Gemüseanbau. Wir wollten alles verändern, am besten gleich die ganze Welt. Die weltweite AA-Gesellschaft funktioniert ohne Geld, ohne kapitalistische Wirtschaftsprinzipien, nur das notwendigste produzieren. Wir waren irreal, idealistisch, aber wir fühlten uns ungeheuer mutig, mit existentiellem Einsatz dabei, fortschrittlich und revolutionär.

Die unverblümten Angriffe gegen alles, was kleinfamiliär war, und überhaupt unsere neue Lebenspraxis rief sehr viel Neid und Haß bei anderen hervor, frühere Freunde wurden plötzlich zu erbitterten Feinden, immer wieder negativ verzerrte Darstellungen über uns, die Linken bekämpften uns, weil wir links waren und machten, wovon sie träumten. Mal war es Kaiser Otto und seine Arbeitssklaven, oder wir waren überhaupt gleich Faschisten, Verrückte, und gehörten verboten. Die heftige Kritik, auf die die AAO von allen Seiten, ob von links oder von rechts stieß, war jedoch im gesamten ungerechtfertigt, denn es wurde übersehen, daß es sich hier um ein gesellschaftliches Experiment handelt, das ständig in Entwicklung begriffen ist, und das den Keim zur Veränderung in sich trägt. Die AAO ist zum Glück nicht durch revolutionäre Gewalt entstanden, sondern war ein Experiment auf freiwilliger Basis.

Von 1973 bis 1977 hatten wir Gemeinschaftseigentum in der Gruppe, das war damals ein großer Fortschritt, es bedeutete die Überwindung der persönlichen Besitzfixierung, weg vom privaten materiellen Denken, alles in einen Topf werfen, wer wenig hat, ist nicht schlechter als der, der viel hat. Das war ein wichtiger Schritt, große Projekte wurden möglich, der ökonomische Zusammenhalt schweißte die Gruppe auch emotional zusammen.

In der Selbstdarstellung ging es früher darum, die eigenen Schwierigkeiten künstlerisch umsetzen zu lernen, die Hemmungen zu verlieren, mit der Gruppe in Kommunikation zu treten. Die Selbstdarstellung hat in der Gruppe ein schnelles Tempo der Entwicklung gebracht, wir begannen mit Kursen, damals Kommunelehrgänge genannt, und binnen kurzer Zeit bildeten sich nach unserem Vorbild in mehreren deutschen Städten Gruppen, die AAO mit internationalem Gemeinschaftseigentum war entstanden.

GEMEINSCHAFTSEIGENTUM UND BÜROKRATIE

Durch die wachsende Größe wurde der ökonomische Überblick immer schwieriger, mehr Organisation wurde notwendig. Niemand sollte ,,draußen'' arbeiten müssen, wir gründeten unsere eigenen Betriebe, die uns gemeinsam gehörten, ohne Lohn. Alle wurden von der Gruppe versorgt, ein kleiner sozialistischer Wohlfahtsstaat, der einen immer aufwendigeren Verwaltungsapparat notwendig machte, um das Gemeinschaftseigentum von 500 Leuten verwalten zu können. Mit verblüffender Schnelligkeit schoß eine Bürokratie aus dem Boden, Telexe, Zentrale Verwaltung; das Büroteam regelt und organisiert, internationales Organisationsbüro, ein Dschungel von nur noch von Fachleuten entstandenen Abkürzungen zur Information per Telex entwickelt sich, Gelder werden hin- und hergeschickt, wo sie gerade am notwendigsten gebraucht werden. Es waren die Auswüchse des Gemeinschaftseigentums, das in größerem Maßstab nur zentral organisiert werden kann und einen Funktionärs- und Beamtenstab notwendig macht. Die Nachteile des Gemeinschaftseigentums wurden spätestens 1977 spürbar: der einzelne sank zur verwalteten Person ab, eine Beziehungslosigkeit zu materiellen Dingen entstand, niemand fühlte sich im Grunde verantwortlich, nichts gehörte einem ja persönlich, keine Eigeninitiative. Jeder hatte seinen Arbeitsplatz in der Gruppe, aber was der einzelne eigentlich bringen muß, damit wir uns erhalten können, was das Leben in der Gruppe kostet, dafür gab es keinen Maßstab; da wir in vielen Bereichen nicht genügend ausgebildet waren, brauchten wir für die Arbeit oft die doppelte und dreifache Zeit.

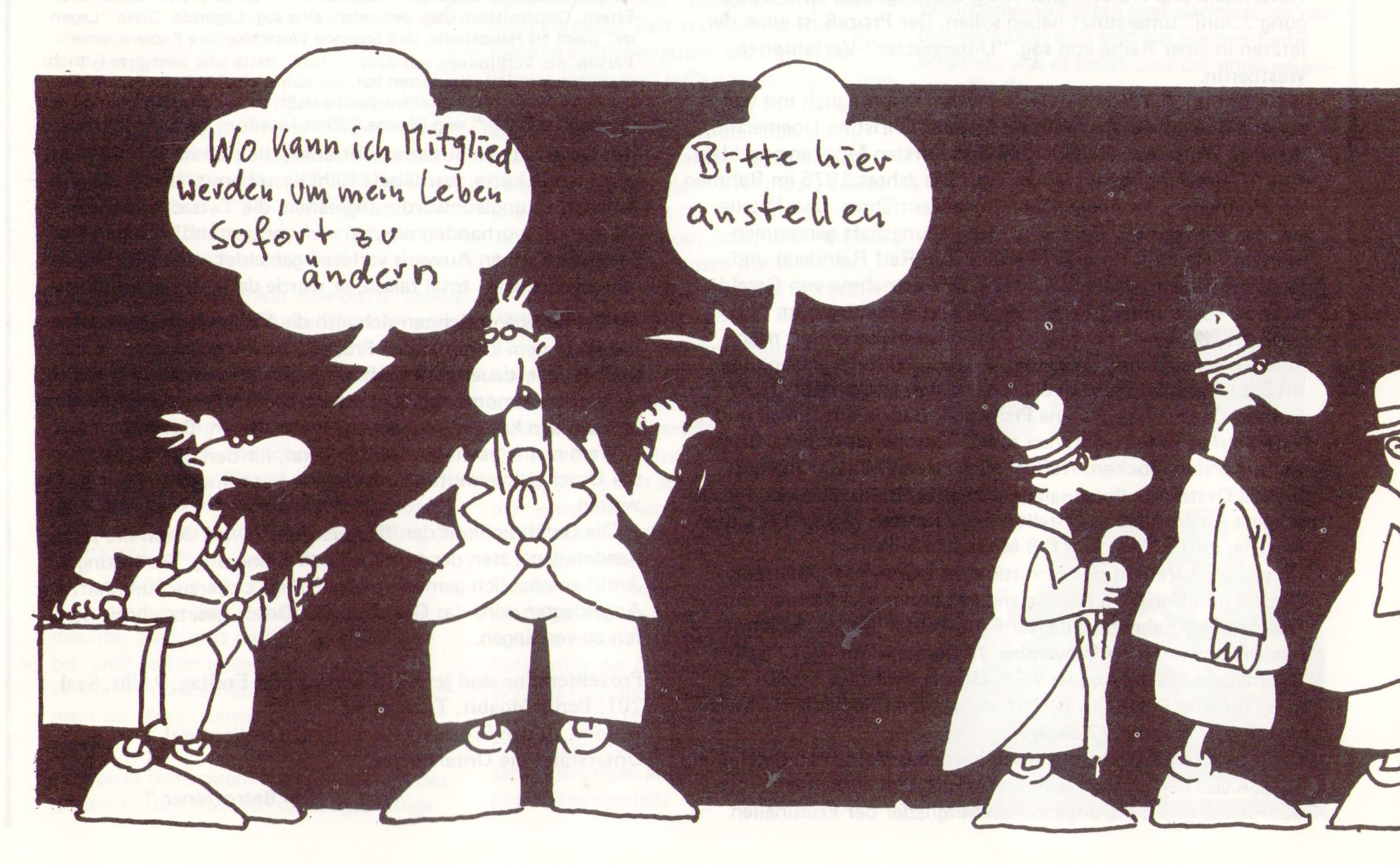
Anfang 1978 führten wir wieder das Privateigentum ein, Erwachsen werden, Selbstverantwortung, jeder muß sich selbst erhalten, sonst sind wir nicht lebensfähig, besser als Arzt in einem Krankenhaus arbeiten, als in der Gruppe für die Transportfirma zu arbeiten. Wir haben den Traum vom Kommunismus überwunden, es war ein tolles Experiment, radikal durchprobiert. Das neue Privateigentum und die Löhne hatten eine sehr positive Wirkung, wir gewannen eine realistische Einstellung zur Wirklichkeit. Es geht jetzt darum, Verantwortung für sich selbst zu übernehmen, nicht versorgt zu werden.

Dieser Schritt bedeutet das Ende des Zentralismus, Reprivatisierung der ökonomischen Bereiche, Kosten und Rentabilität werden durchsichtig, frühere Berufe werden wieder aufgenommen, Ausbildungen zuende geführt. Die AAO als internationale Organisation löst sich auf, die Gruppen werden autonom und verwalten sich selbständig. Was uns zusammenhält, ist die gemeinsame Lebenspraxis. Man kann sich wieder ohne schlechtes Gewissen einen Kaffee kaufen, die Kleidung, der Haarschnitt haben sich geändert.

„NORMALISIERUNG"

Die Re volution kann keine äußerliche sein, sondern geschieht nur bei einem selbst. Dieses neue Privateigentum funktioniert in der Gruppe jedoch nur auf der Basis der tiefen Beziehungen der einzelnen zueinander. Wer zum Beispiel plötzlich auf die Idee kommt, sein Geld mit unnützen Konsumgütern hinauszuwerfen, der zeigt damit nur, daß er auf Ersatzbefriedigung angewiesen ist, weil seine Beziehungen und Kontakte in der Gruppe nicht stimmen. Er spürt es dann selbst und wird entweder versuchen, seine Schwierigkeiten zu überwinden, oder er zieht von selbst aus, weil er sich eben in einer Gruppe nicht wohl fühlt.

Jetzt nach 5 Jahren ununterbrochener Entwicklung tritt das ein, was auf jede Revolution unweigerlich folgt, die Normalisierung, die Annäherung an die Wirklichkeit, doch unterscheidet sich unsere Revolution grundsätzlich von den geschichtlichen Katastrophen, die als Revolutionen bezeichnet werden. Unsere



Revolution ist eine Bewußtseinsrevolution der experimentellen Gesellschaftsgestaltung. Wir glauben, nur durch die Lebenspraxis einer autonomen Gruppe mit freier Sexualität wird verhindert, daß Privateigentum zum kapitalistischen Monster wird. Ohne die direkte Lebenspraxis, durch Denken allein, wären wir nie zu diesem Ergebnis gekommen.

Der Komfort in den Gruppen steigt sehr schnell, es ist so, als ob wir die Entwicklung des Menschen aus der Horde, aus der gemeinsamen Höhle über das Privateigentum zur Geldwirtschaft hin, bis zur eigenen Wohnung wiedererlebt hätten, ohne dabei aber auf die Vorteile des Gruppenlebens verzichten zu müssen. Es zeigt sich immer mehr, daß die Aufspaltung der Gruppensexualität im Familiensexualität, verbunden mit dem Privateigentum, die Krise herbeigeführt hat, in der sich die Menschheit heute befindet. Der Kapitalismus, wie er heute existiert, ist ein Übel, aber nicht die Wurzel. Wer nur den Kapitalismus wegräumt oder bekämpft, stürzt uns nur noch in eine schlimmere Katastrophe, in der der Mensch alles verliert, was er sich trotz kapitalistischer Ausbeutung im Laufe der Geschichte errungen hat."

aus: Nonkonform, alternative Zweimonatszeitschrift, Spernerstr. 2, 1000 Berlin 21

NEUER "UNTERSTÜTZER"–PROZESS IN BERLIN

Berlin 4.Februar "Am Dienstag, dem 5. Februar '80, beginnt vor der 2.Großen Strafkammer des Landgerichts Berlin/Moabit unter Vorsitz von R.Müller der Prozeß gegen die 5 Angeklagten Hendrik Reinders, Erhard Oestreich, Rafael Kreß, Paul Revermann und Horst Müller-Klug, die Mitglieder der "Bewegung 2.Juni" unterstützt haben sollen. Der Prozeß ist einer der letzten in einer Reihe von sog. "Unterstützer"-Verfahren in Westberlin.

Die hier nach § 129 Angeklagten waren ursprünglich mit weiteren 5 Beschuldigten: Waltraut Siepert, Christina Doemeland, Susanne Wotschke, Giesela Kühl und Karsten Mocken angeklagt. Alle 10 Beschuldigte waren im Lauf des Jahres 1975 im Rahmen der Festnahme der angeblichen Loremzentführer und Mitglieder der Bewegung 2.Juni in Untersuchungshaft genommen worden: Hendrik Reinders (Bruder von Ralf Reinders) und Paul Revermann im April 75 nach der Festnahme von Gerald Klöpper und Ronald Fritsch(beide sind Angeklagte im "Lorenz-Drenckmann"-Prozeß) – Paul Revermann erhielt nach einem Monat, Hendrik Reinders Anfang 76 Haftverschonung. Im September 75 wurden die angeklagten Haupttäter (Ralf Reinders, Inge Viet, Juliane Plambeck, Gabriele Rollnick und Fritz Teufel) verhaftet. Ihnen sollen Susanne Wotschke, Gisela Kühl, Karsten Mocken, Raffael Kreß, Horst Müller-Klug und Erhard Oestereich Personalausweise bzw. Reisepässe und Führerscheine zur Verfügung gestellt haben. Karsten Mocken saß zwei Monate, die übrigen fünf 6-8 Monate in U-Haft.

Im weiteren Verlauf der Ermittlungen wurde nach Waltraut Siepert und Christina Doemeland gefahndet, die Wohnungen, Garagen und Fahrzeuge ua. für Fritz Teufel besorgt haben sollen. Beide wurden im November 75 festgenommen, Christina Doemeland saß bis August 76 in U-Haft, Waltraut Siepert blieb bis zum Prozeß in U-Haft, der nach anfänglichen Schwierigkeiten im Januar 77 begann.

Der Vorsitzende Richter Kubsch hatte das Verfahren gegen die beiden von den übrigen acht abgetrennt und verhandelte, ehe der Prozeß gegen die angeblichen Mitglieder der kriminellen Vereinigung "Bewegung 2.Juni" stattgefunden hatte. Dieser läuft seit April 78 ("Lorenz-Drenckmann"). Die juristische Klippe, Unterstützer einer kriminellen Vereinigung zu verurteilen, ehe deren Existenz und Mitglieder gerichtlich festgestellt und verurteilt wurden, hat später der Bundesgerichtshof (mit einem Beschluß vom 21.6.78) aus dem Weg geräumt.

Im Urteil vom 17.5.77 erhielt Waltraut Siepert 4 1/2 Jahre Knast, Christina Doemeland ein Jahr Jugendstrafe auf drei Jahre Bewährung. Nachdem die Revision der beiden Erfolg hatte, wurde in der Wiederholungsverhandlung, die ab Oktober 78 lief, Waltraud Siepert zu 3 1/2 Jahren verurteilt und gegen Christina Doemeland das Verfahren auf Kosten der Staatskasse eingestellt.

Die Strafkammer unter Vorsitze von Kubsch verurteilte dann am 23.3.78 Eberhard Dreher zu vier Jahren Knast wegen Unterstützung der kriminellen Vereinigung "Bewegung 2.Juni" Eberhard Dreher war am 26.3.76 mit Andreas Vogel festgenommen worden. Die Revision wurde abgelehnt, Eberhard wird demnächst entlassen.

Nachdem im April 78 der "Lorenz-Drenckmann-Prozeß" angefangen hatte, begann gegen weitere drei "Unterstützer" (Gisela Kühl, Susanne Wotschke und Karsten Mocken) unter Vorsitz von Kubsch die Verhandlung. Sie endete im August/September 78 mit einem Freispruch für Karsten Mocken; Susanne Wotschke erhielt 1 1/2 Jahre und Gisela Kühl ein Jahr – beide auf Bewährung; die Revision der beiden wurde abgelehnt. Da in dem jetzt anstehenden Verfahren die Anklagepunkte und Beweisführung (der Staatsanwaltschaft) ähnlich sind, soll kurz auf die Beweisführung des Gerichts eingegangen werden:

In dem Urteil wird als bewiesen angesehen, daß die "Bewegung 2.Juni" eine kriminelle Vereinigung ist, die die Lorenzentführung durchgeführt hat. Das gehe aus den in der Birkbuschstraße gefundenen Gegenständen hervor, wo Ralf Reinders, Inge Viet und Juliane Plambeck festgenommen wurden. Diese sind daher auch als Mitglieder dieser Vereinigung überführt. Sie hatten Ausweise der drei "Unterstützer" bei sich, jeweils mit ihrem eigenen Lichtbild verfälscht; außerdem Totalfälschungen der Führerscheine von Susanne Wotschke und Gisela Kühl. Weiter wurde in der Birkbuschstraße ein von Susanne Wotschke handgeschriebener Zettel (durch Sachverständigen festgestellt) mit persönlichen Daten über Eltern, Geschwistern usw. gefunden, eine sog. Legende. Diese "Legende" dient als Hauptindiz, daß Susanne Wotschke ihre Papiere einer Person, die Verbindung mit dem "2.Juni" hatte (die aber dem Gericht nicht bekannt ist), überlassen hat, um damit einer dritten Person die Tarnung zu ermöglichen. "Ihr war bewußt, daß es eine Angehörige der "Bewegung 2.Juni" sein könnte."(Zitat-Urteil).

Im Gegensatz zu Susanne Wotschke, die sich im Prozeß nicht eingelassen hatte, war Gisela Kühl dazu bereit. Ihre Aussagen wurden als unglaubwürdig angesehen, die Tatsache, daß keine "Legende" vorhanden war, sei nicht entlastend! Karsten Mokken hatte seinen Ausweis verloren gemeldet, eine aufgefundene Legende war total falsch, er wurde daher freigesprochen.

In Grundzügen zeichnen sich also die Verfahrensregeln der Justiz in dem kommenden Prozeß , der voraussichtlich ein halbes Jahr dauern wird, ab:

– Verdachtsmomente, die bestenfalls als Vermutungen begründet werden können, werden zu stichhaltigen Beweisen.

– Wem nichts bewiesen werden kann, für den gilt nicht etwa die Unschuldsvermutung, sondern er hat seine Unschuld zu beweisen.

– Die Gefährlichkeit der "Unterstützer" wird durch die zu behandelnden Taten der kriminellen Vereinigung "Bewegung 2. Juni" anschaulich gemacht; durch lange Untersuchungshaft der Angeklagten wird das Gericht unter Druck gesetzt, hohe Strafen zu verhängen.

Prozeßtermine sind jeweils Dienstag und Freitag, 9 Uhr, Saal 701, Berlin-Moabit, Turmstr.91

Kommt zu den Prozessen! Schafft Öffentlichkeit!
Unterstützt die Unterstützer!

Ein Betroffener "



Besetzung: Haupthaus

kleiner bericht von einer längst notwendigen hausbesetzung

Münster
1. Februar

Von langer Hand geplant wurde die Hausbesetzung in der münsteraner Sertürnerstr. von der Wohnraumrettungsinitiative im AKU (Arbeitskreis Umwelt) und dem ASTA der Fachhochschule Münster (so als unser kleiner Beitrag zur Wahrnehmung des allgemein-politischen Mandats).

Was dabei raus kam, war eine dufte, gemütliche Veranstaltung mit der Special-music-polit-power-Gruppe des AKU, die tausend Gäste erstmals ordentlich aufknackte und für die vorhandenen beschissenen Realitäten in Münster und Perspektiven sensibilisierte. Und dann, wie schon des öfteren, die TORNADOS! Schon längst bekannt in Münsters Scene zogen sie, eingeladen von der Vereinigung Wohnraumrettung & ASTA-FH, wieder eine Menge Leute an, zumal wohl das Thema, unter dem die Veranstaltung lief, einen großen Wirbel machte. Vielleicht deshalb so einen Wirbel, weil vorher systematisch mündlich verbreitet wurde, daß am gleichen Abend nach der Veranstaltung ein Haus besetzt würde.

So war es dann auch! Vierzehn Leute des harten Kerns knackten das längst fällige Haus, das noch zwei Jahre leerstehen sollte; solange so'ne Art Stadtautobahn nicht angefangen wird zu bauen. Und das war uns dann endlich mal zuviel der politischen Perversion in unserer Stadt. Die Schweine, die! – Dies war während der Veranstaltung. Als wir dann drin waren und die Leute jetzt so richtig auf dem Polit-Törn waren, kam die Durchsage: „Während der Veranstaltung wurde in der Sertürnerstr. (ganz in der Nähe der Veranstaltung) ein Haus besetzt. Kommt dorthin und seht euch das an. Besetzt das Haus mit allen Leuten, die es für notwendig halten!" Tatsache ist, daß 500 Leute vor dem Haus nach kürzester Zeit standen, wovon die meisten sich vom guten Wohnwert der Häuser innen und außen überzeugen konnten. Wohnmaterial aller Art war plötzlich vorhanden: Kerzen, Möbel, Matratzen, Kocher, Lebensmittel, Schlafsäcke usw. Tatsache ist auch, daß Einhundert Leute in der ersten Nacht dort geschlafen haben und mit kühlem Kopf oder/ und Aktion-Polit-Rausch bis morgens um fünf Uhr sich der großen Bewegung und der Solidarität der Nachbarn bewußt waren.

Trotz des großen persönlichen Risikos kam im Haus durch die vielen Gemeinsamkeiten eine dermaßen starke Gemütlichkeit und Solidarität auf. Zunächst gab es zwar z.T. etwas Chaos, weil so einige Leute sich schon das eigene Zimmer aussuchen wollten. Das ging aber recht schnell vorbei, und in den vielen Vollversammlungen, die gemacht wurden, kamen viele Probleme aktueller und zukünftiger Art zu Sprache. Erstaunlich und äußerst erfreulich ist die nicht abreißende Solidarität der Nachbarn (zwar teilweise sich auf mündliche beschränkend) und der Initiativen in Münster. Andauernd kommen in der Besetzungszentrale Solidaritätserklärungen an; mittlerweile sind es über 40 geworden.

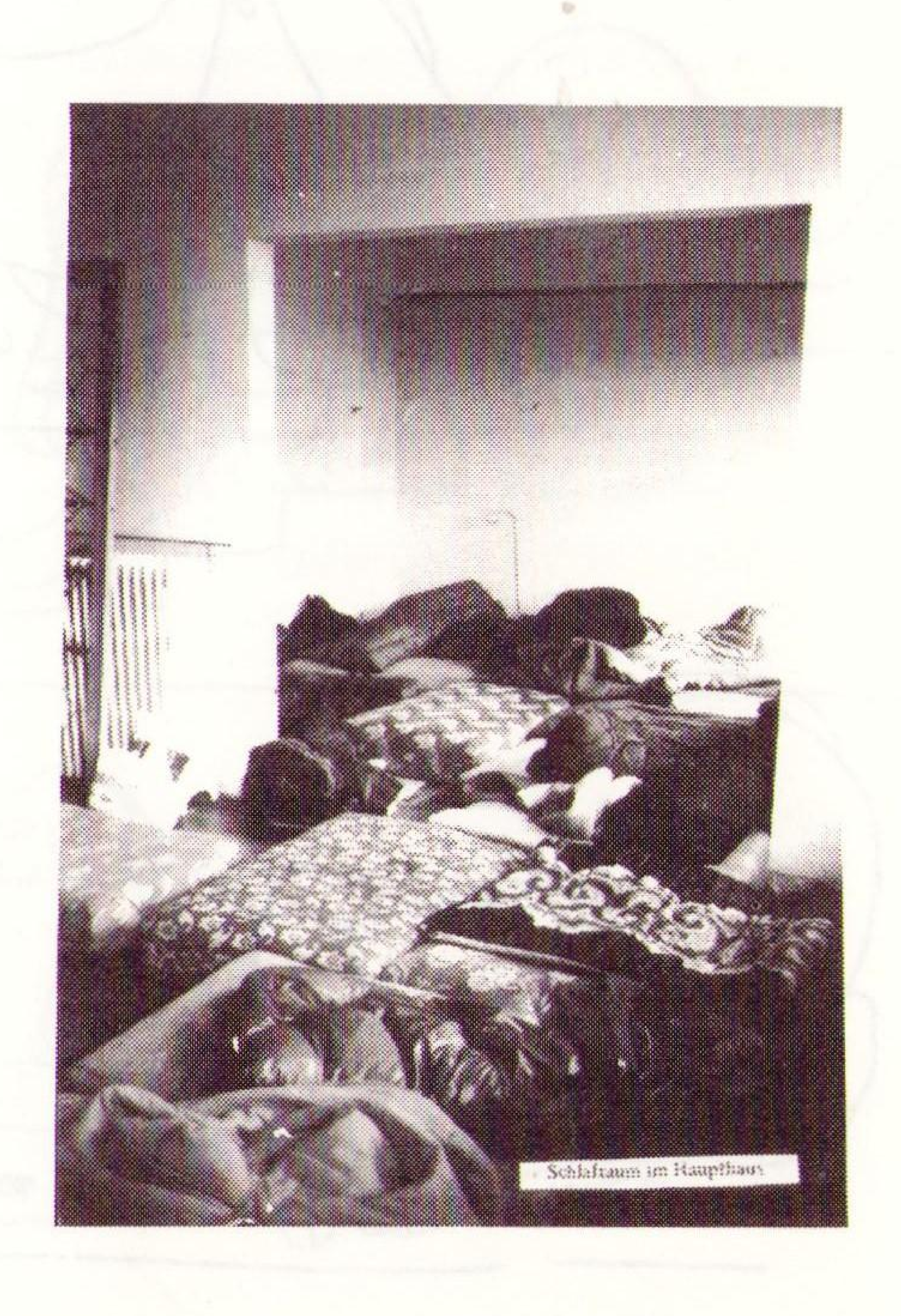
Fest steht, daß die Gefangenenselbsthilfe in Münster und das Beschwerdebüro für psychisch Kranke eine Wohnung für ihre Arbeit erhalten sollen. Und hier fällt auch das Stichwort: Die Besetzung ist nicht nur von Studenten getragen, sondern zahlenmäßig recht gleichmäßig verteilt auf Schüler, Arbeiter(hier gibts zwar nicht so viele – Beamtenstadt), Knackis auf Bewährung und anderen Menschen. Gemeinsam haben jedenfalls alle ein Ziel: Unser Haus ist und bleibt besetzt!

Was die Stadtpatriarchen sich für einen Scheiß leisten und leisten werden, ist abzusehen: Es wird weiterhin behauptet, daß die Wohnungsfrage „vom Markt geregelt wird" und tatsächlich kein Problem sein kann (es soll keine 2000 Wohnungssuchende geben in Münster!); daß Landesmittel für den Bau einer Teilstrecke für so'ne Art Stadtautobahn zweckgebunden in diesem „Haushaltsjahr" noch genutzt werden müssen (u.z. für den Abriß der Häuser) – welche Verschwendung aber auch, für die Erhaltung von Wohnraum auch darauf zu verzichten.

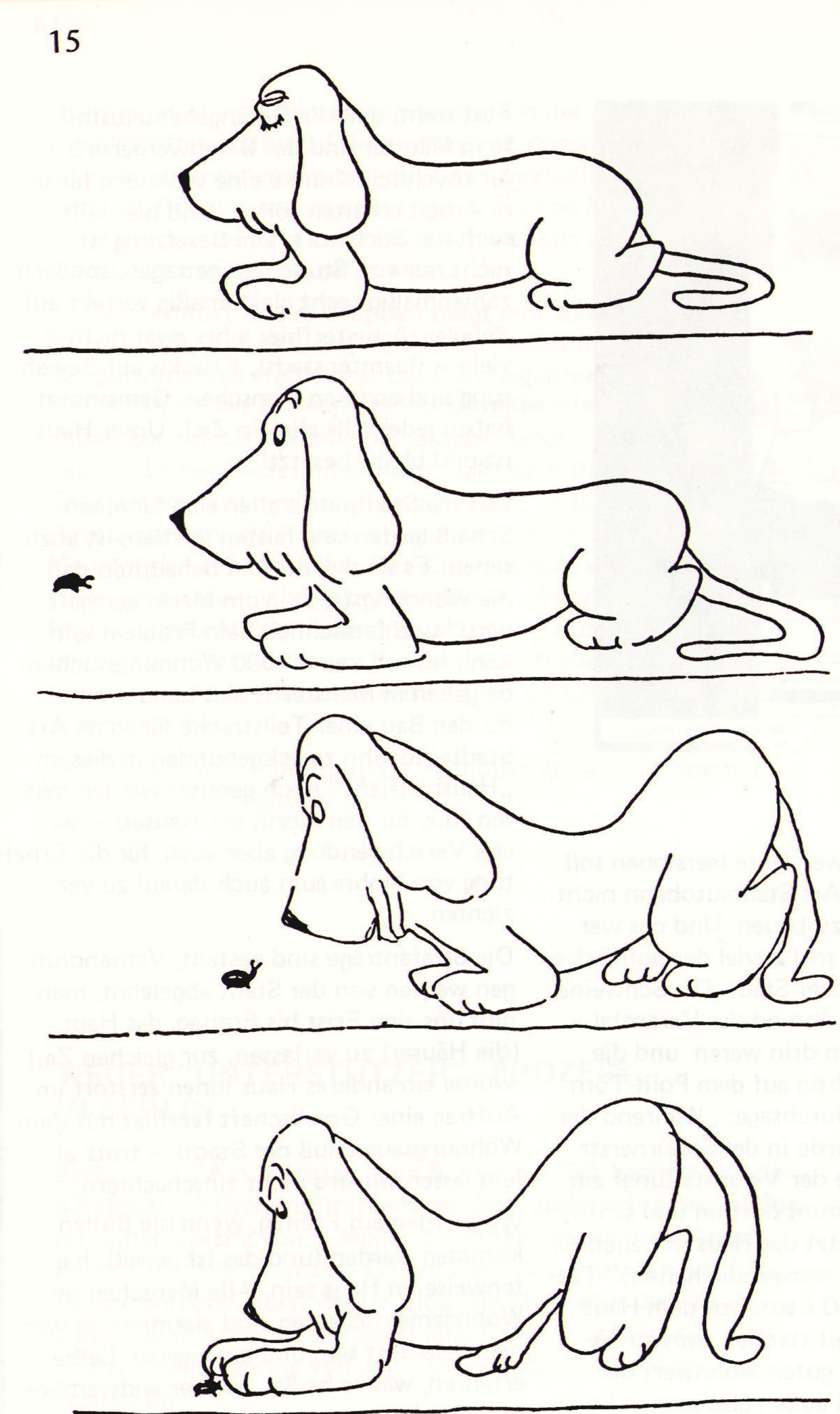
Die Strafanträge sind gestellt, Verhandlungen werden von der Stadt abgelehnt, man gibt uns eine Frist bis Freitag, das Haus (die Häuser) zu verlassen, zur gleichen Zeit wurde ein anderes Haus innen zerstört im Auftrag einer Gesellschaft (verfilzt mit dem Wohnungsausschuß der Stadt) – trotz allem lassen wir uns nicht einschüchtern:

Wir werden am Freitag, wenn die Bullen kommen werden (und das ist gewiß), haufenweise im Haus sein. Alle Menschen und Wohngemeinschaften sind alarmiert, es werden viele dort sein und am eigenen Leibe erfahren, was es heißt „auf der anderen Seite stehen"!

Kontakt über den ASTA der Uni Münster, Tel. 0251/44174



Schlafraum im Haupthaus



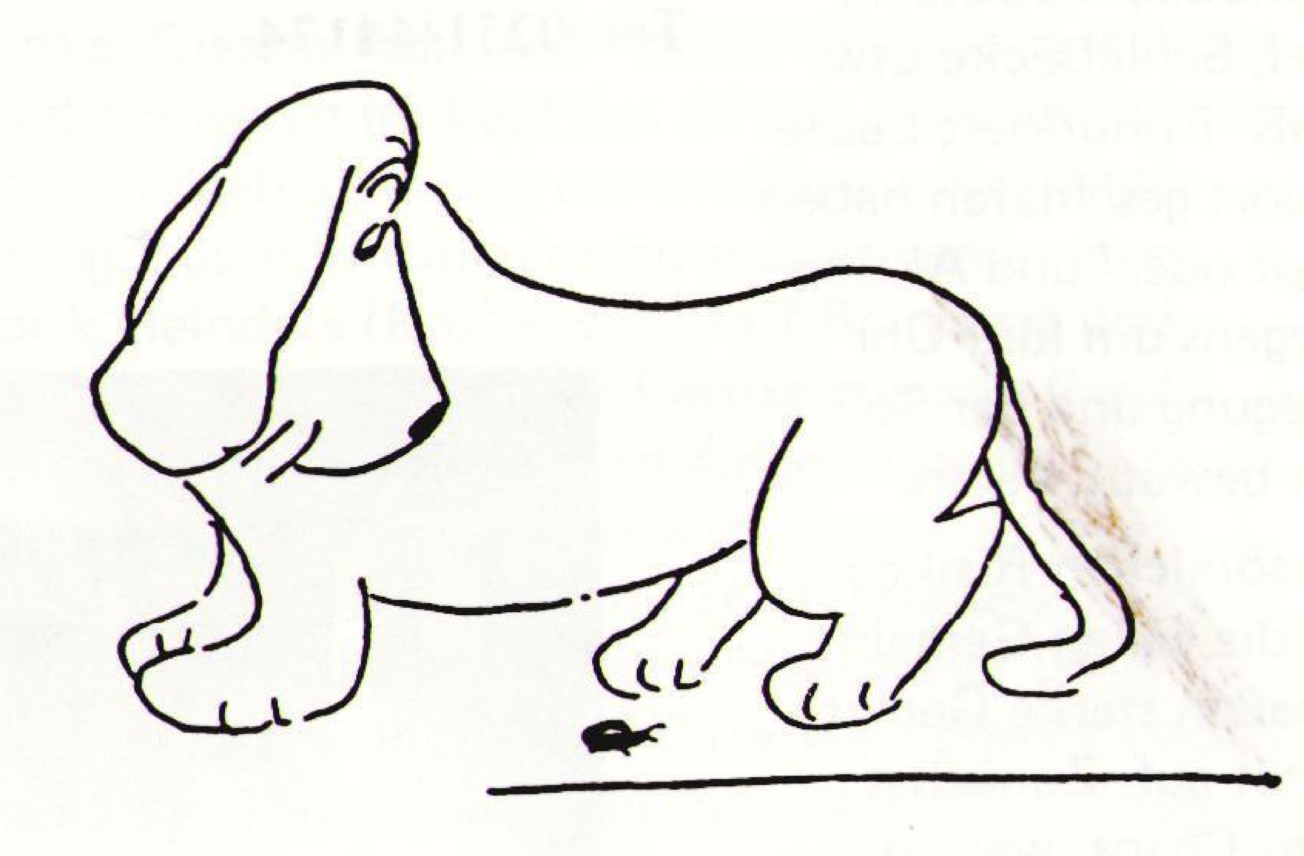
An Karl-Heinz Dellwo, Ronald Augustin und Ali Jansen!

Das Mærchen von der Distel

Meine Lieben,

nach der Lektüre eurer Aufsätze im ID 309 wurde mir ganz blümerant, und noch Tage danach roch es in meiner Mansarde sehr streng. Ihr seid mir schon ein paar rechte Bösnickel, jaja. Am liebsten hätte ich sofort tüchtig zurück geschimpft. Das hätte dann gar nicht mehr feierlich ausgesehen. Doch wie jeder richtige Arsch hätte auch meine Spontan-Geißel ihre zwei Hälften gehabt: einerseits das – zweifelhafte – Vergnügen, angemessen heftig zurückgebellt zu haben, und andererseits das – zweifelsfreie – Unbehagen, dem allerseits gehaßten Herrn Spalter wieder einmal einen runtergeholt zu haben. Und der ist ja – zu unser aller Schaden – in den letzten Jahren beileibe nicht zu kurz gekommen. Das meinte auch mein alter Spezie Fred Populär, der zu mir sagte: „Hörma, alta, du tönst doch sonst auch immer so anti-autoritär rum, da sollteste schon maln Auge zudrücken können. Musst ihnen ja nicht alles durchgehen lassen, aber du weißt doch, die Racker sind halt gerade in einem schwierigen Alter." Je nun. Doch auch Dr. Masse, der aus den ihm geschilderten Symptomen eine hochgradige ejaculatio praecox politico diagnostizierte, plädierte für Geduld, Geduld und nochmal Geduld. „Sei nachsichtig, und denk an deine eigene Gesundheit," rief er mir nach, als ich seine Praxis verließ.

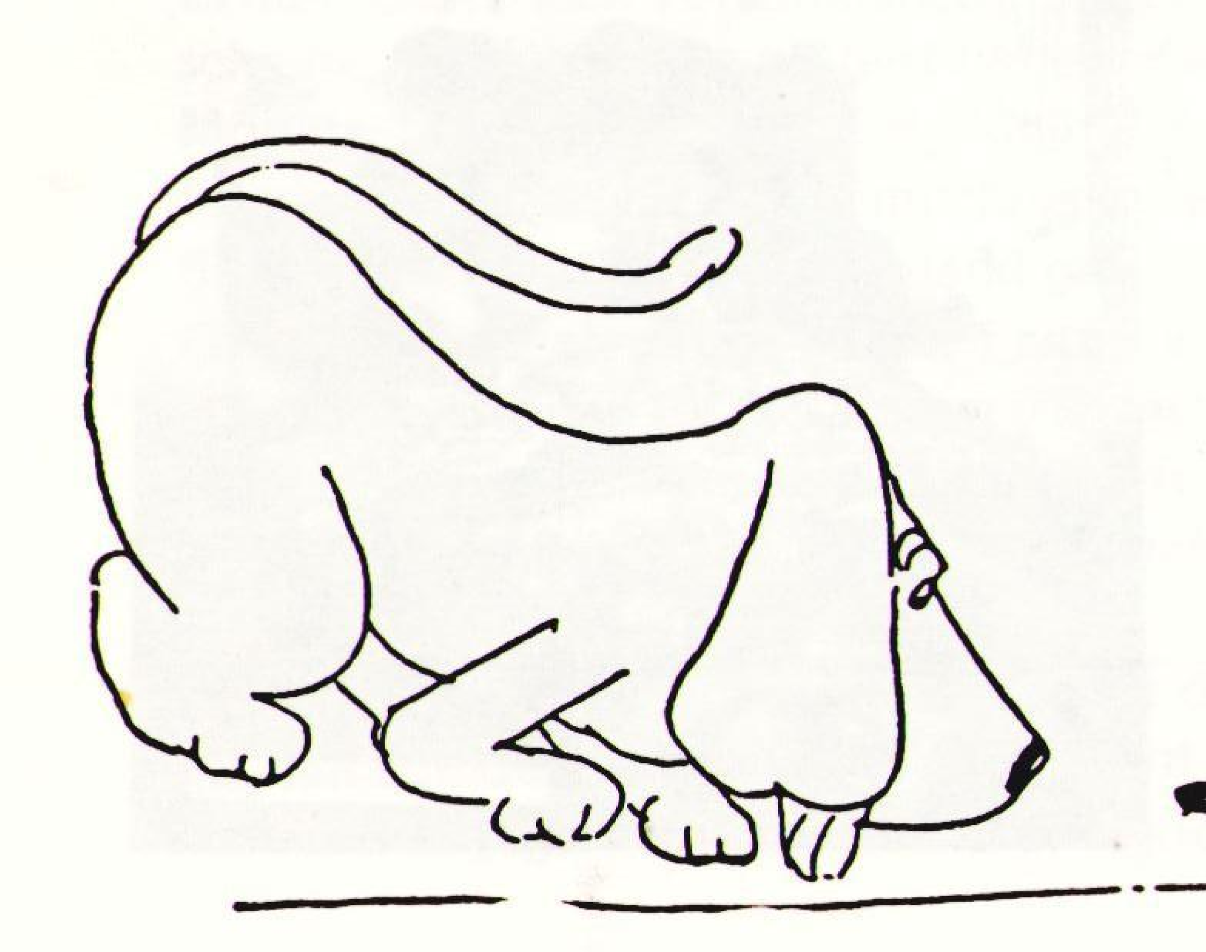
Nun, verdient habt ihr es meiner Meinung nach nicht gerade, doch die Meinungen von Fred Populär und Dr. Masse sind mir immer schon lieb und teuer gewesen, und so werde ich erst demnächst (wenn ich in der Lage sein werde, eure kleinen Bösartigkeiten ohne nennenswerte Blutdruckschwankungen zu lesen) detailliert und mit der nötigen Nachsicht auf euren dreifachen Streich im ID 309 eingehen und euch heute nur ein kleines Märchen um die Ohren hauen. Also, meine Lieben, gebt fein acht, denn Knofo hat euch etwas mitgebracht:

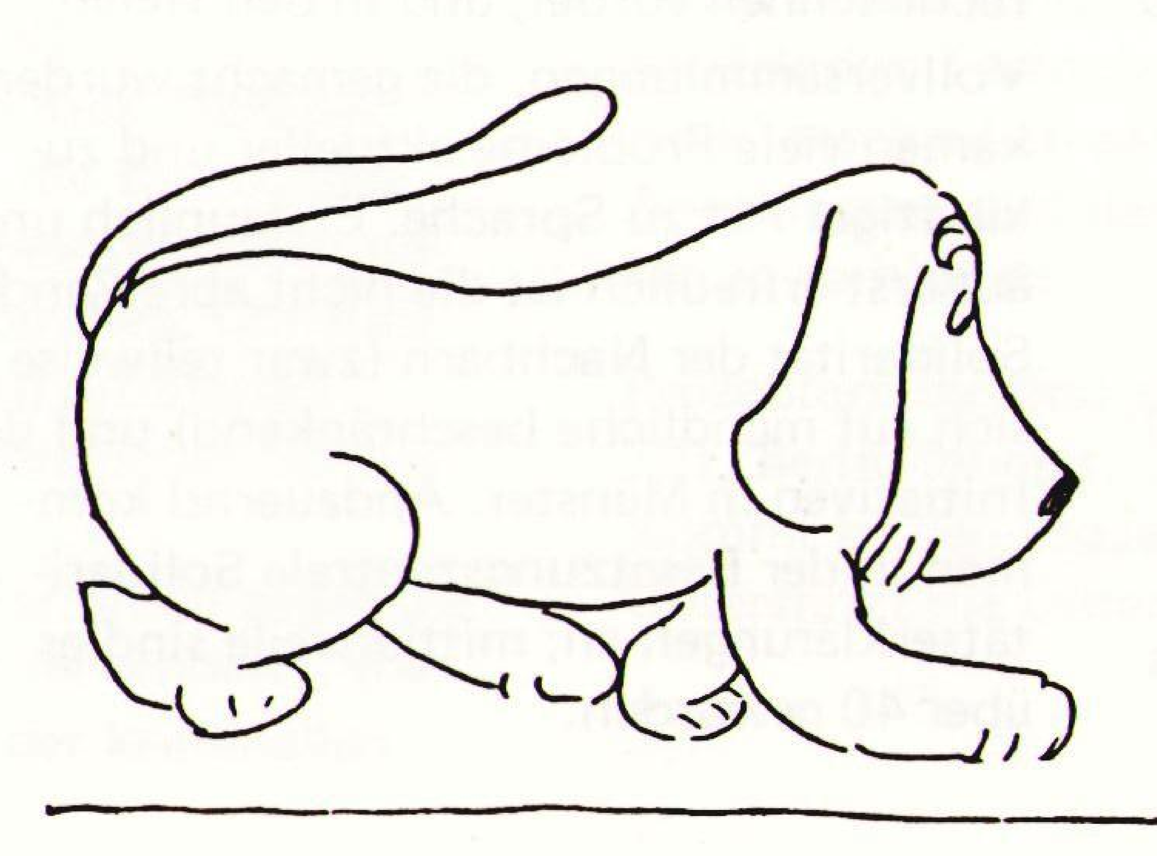


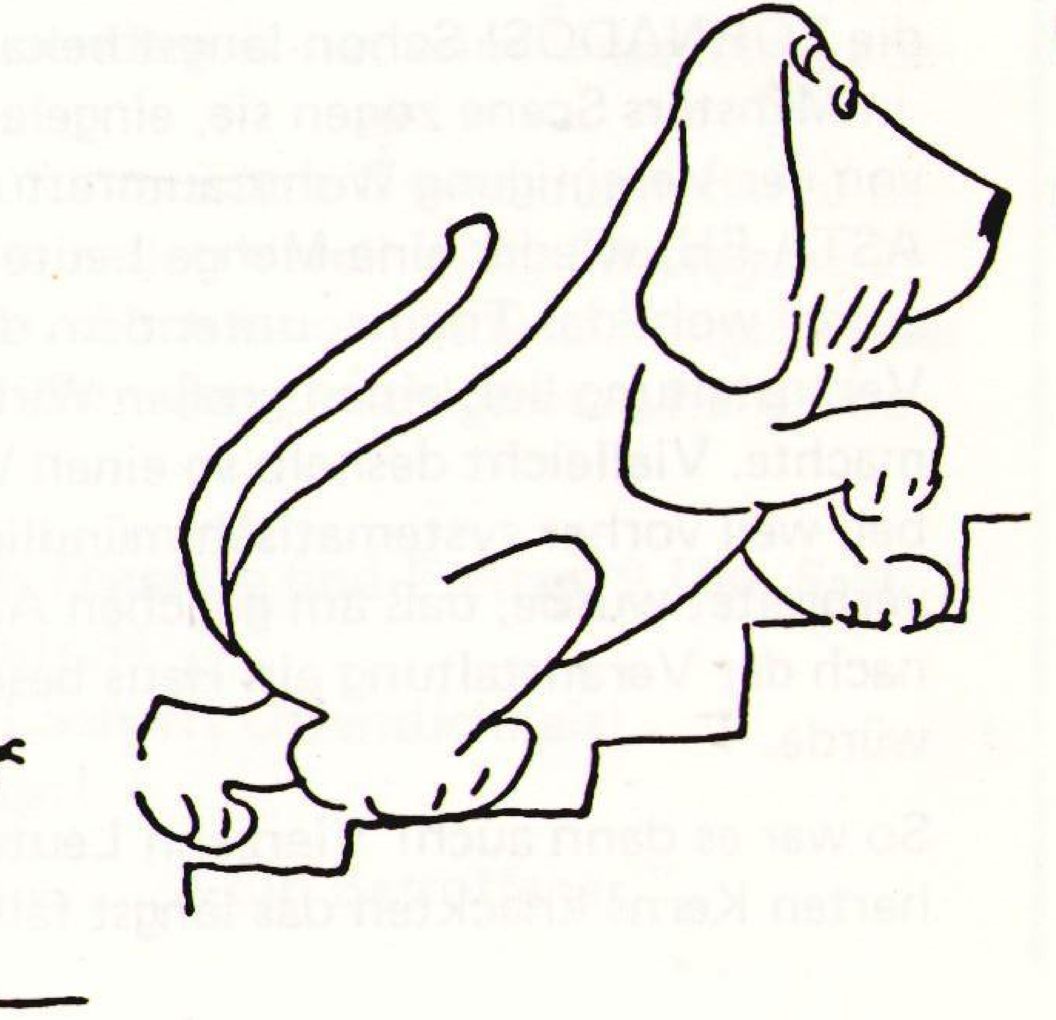
DAS MÄRCHEN VON DER DISTEL, DIE ÜBER IHRE EIGENEN STACHEL STOLPERTE UND WAS DARAUS ZU LERNEN IST

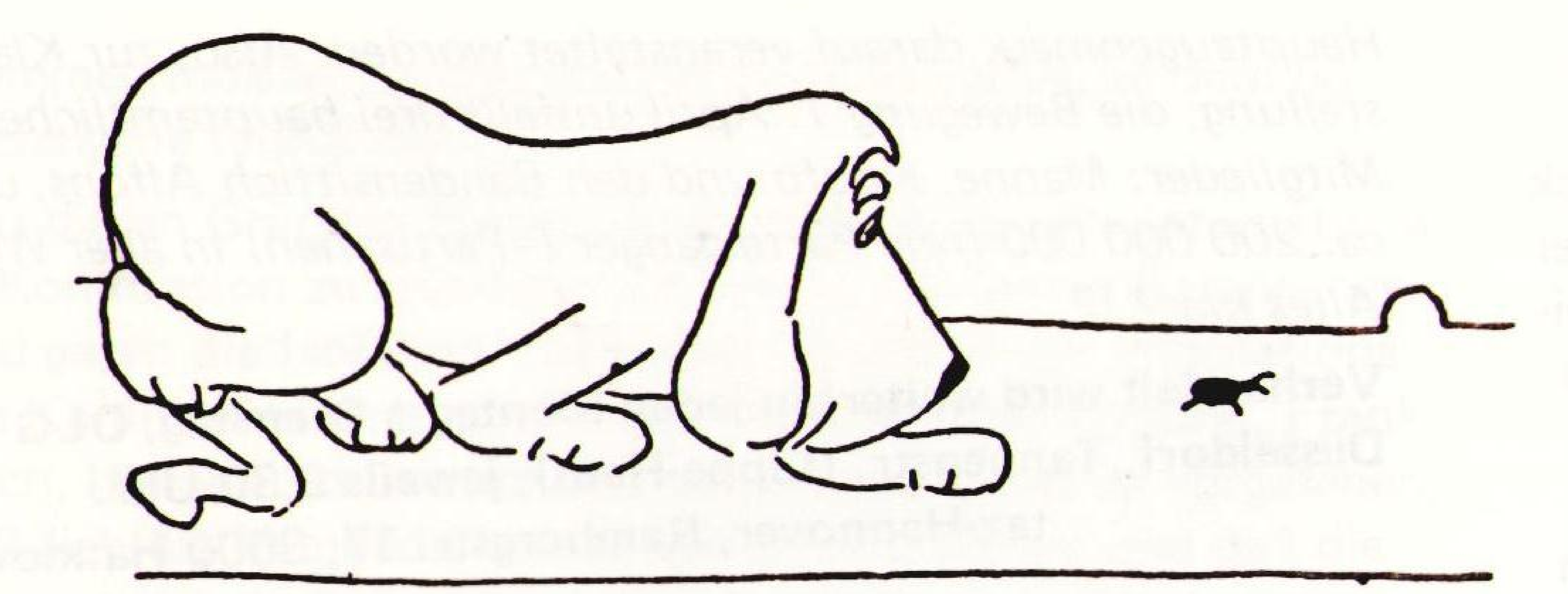
„Ich werde dir in die Eier treten, du Arsch, wenn du mich anrührst", sprach die Distel zum Gärtner. Der lachte darüber natürlich nur, und – sssswitch – hatte er die Distel weggesenst und auf den Kompost geschmissen.

So ein Blödsinn! Hätte das aufmüpfige Unkräutlein nämlich sein überhebliches Maul gehalten, hätte es stattdessen still und heimlich seine Wurzeln immer tiefer in den Untergrund wachsen lassen, sie immer mehr verzweigt, hätte es statt dummer Sprüche – ein bisschen pieken, ja, aber hat schon mal jemandfraud ein Unkraut gesehen, das einem Gärtner in die Eier getreten hätte?









– lieber klammheimlich seine Umgebung verseucht, viele kleine Ablegerchen, die schließlich zu selbständigen starken Pflanzen heranwachsen würden, gemacht, dann hätte es in der Tat eine Chance gehabt, zusammen mit vielen anderen den Gärtner das Fürchten zu lehren, ihn eines Tages selber zu kompostieren oder davonzujagen, um den Garten in eigener Regie zu übernehmen.

Aber so? Nicht nur daß es seine bescheidenen Kräfte erheblich überschätzte, nein, es konnte auch auf keinerlei oder kaum Hilfe von den anderen Pflanzen, den fett gemästeten Tomaten oder den stolzen Stachelbeeren etwa, rechnen. Selbst die Mohrrübe, die ihren heimlichen Hang zum Untergrund ja bekanntermaßen nie ganz verschweigen kann, rührte kein Zipfelchen, als der Gärtner die Distel erledigte. Denn diese hatte ein allzu hochmütiges Dasein geführt. Selbst zu den anderen Unkräutern, der wilden Kamille, dem Löwenzahn und all den anderen, hatte sie sich immer äußerst distanziert verhalten, sich eitel geweigert, sich mit ihnen auch nur in einem Atemzug nennen zu lassen. Ich bin ein besonderes Unkraut, hatte sie den anderen immer wieder klargemacht, und so lange ihr selber keine Disteln seid, oder zumindest mich nicht als allwissendes Oberkraut akzeptiert, könnt ihr mir gestohlen bleiben. Von den blöden Gurken, Äpfeln und Kürbissen ganz zu schweigen. Bei denen schien sowieso Hopfen und Malz verloren zu sein. Die ließen sich mästen, Kunstdünger um die Wurzeln und Pflanzengifte um die Ohren schmieren, was höllisch weh tat, und glaubten immer, sie würden in Ruhe gelassen, wenn sie nicht aufmuckten. Maul halten und wachsen. Bis sie zum Schluß doch gefressen wurden. Aber die wußten es einfach nicht anders, sie hatten nur das gefahrvolle Dasein der Distel und der anderen Unkräuter vor Augen, und wenn es ihnen schließlich an die eigenen Kragen und Stiele ging, dann war es schon zu spät, um noch groß darüber nachzudenken.

Nicht so schlimm war es um die anderen Unkräuter bestellt. Die schossen bisweilen ganz tierisch ins Kraut und hauten auf den Putz, daß die Beete wackelten. Etliche hofften zwar nur, eines Tages vielleicht auch wie das legale Gemüse zu sein, obwohl ihnen klar war, daß sie zwar dafür einigermaßen in Ruhe gelassen werden würden – und ob Suppe oder Kompost, am Ende käme eh nur Scheiße dabei heraus –, doch tief drinnen in ihren Wurzeln trugen sie alle den heimlichen Traum vom selbstverwalteten Garten, von einem autonomen Wildwuchs zusammen mit allen anderen. Und im Vergleich mit den langweiligen Kartoffeln und all den anderen ausgenutzen Pflanzen fanden sie schon, daß ihr unkrautiges Dasein freier und spannender war. Mit dem damit verbundenen Risiko wußte Kraut schon zu leben. auch wenn ihnen klar war, daß es kaum ihre eigene freie Entscheidung gewesen war, als Huflattich, Wildgras oder Brennessel auf die Welt und in den Garten zu kommen.

Einige in der wilden Kräuterschar – und selbst ein paar Radieschen und die eine oder andere rote Rübe – sympathisierten mehr oder weniger offen mit der selbstgefälligen Distel. Und noch mehr waren es, die dies zumindest heimlich taten. Doch die Distel wußte das wenig zu schätzen, sie erwartete bedingungslose Unterwerfung unter ihre angeblich erdbewegenden Ideen und verlangte Unmögliches oder Sinnloses von den anderen. Und wenn dann eine verständnislose Kamille, die den Gedankensprüngen der Distel einfach nicht mehr folgen konnte (weil die Distel entweder nuschelte, zu schnell sprach oder komische Wörter und Begriffe benutzte, die kein Pflanz verstehen konnte), und traurig die Blüten schüttelte, dann war die Distel gleich ein-

geschnappt, schalt die anderen dummes Grünzeug und wollte nichts mehr mit ihnen zu tun haben. „Ihr versteht einfach nichts, ihr werdet nie begreifen, worum es geht, ihr sei vertrocknete, schlecht gedüngte Deppen, ihr seid nicht in der Lage, über den eigenen Gartenzaun zu blicken, die Perspektive und die Dimensionen des Wildwuchses zu sehen, ich will mit euch nichts zu tun haben."

Das betrübte die übrigen Unkräuter sehr, denn bis auf die Tatsache, daß die Distel ziemlich viel wußte (auch wenn sie kaum in der Lage war, ihr Wissen zu vermitteln), konnte niemand einen Unterschied zwischen sich und ihr sehen. Unkraut ist schließlich Unkraut, auch wenn es die Nase hochträgt. Und Stacheln hatten auch andere.

„Ach hol dich doch der Gärtner", brummte auch der Löwenzahn, der nicht weniger mutig und klug als die Distel war, den das arrogante Gehabe der Distel aber nicht nur betrübte, sondern dem es auch fürchterlich auf den Stengel ging. Denn er wußte, daß der Traum vom selbstverwalteten Garten ein Traum bleiben würde, wenn nicht alle Unkräuter zusammenhielten, die anderen als gleichberechtigte Pflanzen achteten und bereit waren, voneinander zu lernen. Ohne diesen Zusammenhalt war es auch nicht möglich, all das dummgehaltene Gemüse zum gemeinsamen Blühen zu bringen. Denn ohne Gemüse ging eh nichts.

Als dann eines Tages der Gärtner kam und von der Distel angepflaumt wurde, da — sssswitch — mähte er sie einfach um. Und die übrigen Pflanzen schauten mehr oder weniger unbeteiligt zu. Da mochte das eine oder andere Unkräutlein vor Zorn und Trauer grün anlaufen, machen konnte es wegen der fehlenden Einheit unter den Pflanzen nichts.

Auch der Löwenzahn weinte sehr über den Tod seiner Distelschwester, aber was konnte er alleine schon tun? Mit vor Wut über seine Hilflosigkeit und die Borniertheit der Distel zitternden Blattspitzen beschloß er, in Zukunft nichts mehr auf das abgehobene Geschwätz der Disteln zu geben und stattdessen alles daran zu setzen, die Einheit der Unkräuter untereinander und die Einheit der Unkräuter mit dem Gemüse mit all seiner Kräuterkraft voranzutreiben. Und zwar eine Einheit, die auf Gleichberechtigung, Offenheit und Ehrlichkeit, Toleranz und dem Wunsch, voneinander zu lernen, beruhen würde.

Denn er wußte: nur gemeinsam können wir etwas gegen Kali, DDT und Gärtner tun, notfalls müssen wir uns dazu mit den Maulwürfen und Regenwürmern verbünden. Und auch der Blick in die anderen Gärten sollte dabei nicht zu kurz kommen. Aber ohne gleichberechtigte Einheit — soviel war klar — werden auch wir anderen Unkräuter nicht mehr viele Frühlingsanfänge erleben — oder aber im ewigen Schatten ein tristes Dasein ohne Sonne no more fristen müssen. Und wenn die Distel die anderen weiterhin verschmähte, dann würde sie sehr bald schon von irgendeinem Arschloch im Bundesgartenministerium auf die lange Liste der ausgestorbenen Pflanzen gesetzt werden können. Auf der nicht weniger langen Liste der besonders Gefährdeten stand sie ja schon eine ganze Weile.

Die Befreiung der Pflanzen und Kräuter aller Gärten und Arten würde das allerdings nicht aufhalten können,
denn dagegen ist kein Kraut gewachsen.

Und wenn ihr noch nicht ganz abgestorben seid, dann steckt euch dieses Märchen hinter eure Spiegel.

Bis zum nächsten Mal, euer euch liebender
Knofo Punk-Räuber

PS.: Die Bewegung 1. April legt wert auf die Feststellung, daß es bei der kleinen Demo am 7.1. in Düsseldorf um MANNE und mich ging. Von Manne war nämlich kein Wort zu lesen, nur von mir, was wir nicht sehr schön finden, zumal nicht der kleine aber wesentliche Umstand übersehen werden sollte, daß Manne seit nunmehr fast 3 Jahren FÜR NULL SITZT. Bzw. dafür, daß er mit mir — einem zweifelsfrei anerkannten Gewaltverbrecher — Umgang pflegt. Die kleine Demo war dann auch mit Hauptaugenmerk darauf veranstaltet worden. Also, zur Klarstellung, die Bewegung 1. April umfaßt drei hauptamtliche Mitglieder: Manne, Knofo und den Bandensittich Alfons, und ca. 200 000 000 freie Parteigänger (=Partisanen) in aller Welt. Alles klar? !?

Verhandelt wird weiterhin jeden Montag + Dienstag, OLG Düsseldorf, Tannenstr. (Lippe-Haus), jeweils 9.30 Uhr.

taz-Hannover, Rambergstr. 17, 3000 Hannover 1

ZUR SITUATION DER POLITISCHEN GEFANGENEN

HAMBURG
28. Januar

Am 15.12.79 fand in Hamburg eine Pressekonferenz mit Rechtsanwälten und der 'Internationalen Kommission zum Schutz der Gefangenen und gegen Isolationshaft' statt. Für die Kommission waren Lord Tony Gifford aus Großbritannien (Mitglied des 3. Internationalen Russell-Tribunals) und Wienke Zitzlaff, die Schwester von Ulrike Meinhof, anwesend. Aktueller Anlaß war die Aktion der Bundesanwaltschaft gegen die in Lübeck einsitzenden Gefangenen der RAF.

Aus dem Tonbandmitschnitt hier zwei Passagen: einmal eine Darstellung von T. Gifford über die Arbeit der Kommission und zum anderen eine Schilderung von Rechtsanwalt Peter Tode (Anwalt von Inga Hochstein) über die Ereignisse in Lübeck.

Tony Gifford über die ‚Kommission zum Schutz der Gefangenen'

„Mein Name ist Tony Gifford, ich bin Rechtsanwalt und arbeite in London. Ich war Mitglied des Russell-Tribunals, das sich mit den Menschenrechten in der Bundesrepublik befaßte. Ich spreche jetzt hier als Mitglied der internationalen Kommission für den Schutz von Gefangenen und gegen Isolationshaft, die im September 1979 gegründet wurde.

Dies ist das erste Treffen zwischen einem Mitglied der Kommission und der Presse hier in der Bundesrepublik und es ist deshalb wichtig, daß wir sie informieren, was die Gründe für die Zusammenstellung einer Kommission sind und was die Kommission für Pläne hat.

Als die Kommissionsmitglieder sich zum erstenmal trafen, waren sie sich gewisser Umstände bewußt, die die Methoden des Strafvollzugs darstellen.

Die neuen Methoden des Strafvollzugs bestanden hauptsächlich aus der Anwendung von Isolation, maximaler Überwachung der Gefangenen und der Kleingruppenisolation. Die Mitglieder der Kommission haben festgestellt, daß die Anwendung dieser Methoden vielleicht darauf zielten, die Persönlichkeit der Gefangenen zu zerstören. Wir haben festgestellt, daß diese Mehoden exclusiv bei politischen Gefangenen angewandt zu werden scheinen, und ich sage politischen Gefangenen, weil der Staat ganz offensichtlich diese Gefangenen aus politischen Gründen anders behandelt. Wir haben festgestellt, daß diese Methoden hauptsächlich in der Bundesrepublik ausgearbeitet und angewandt werden, aber daß eine Gefahr besteht, daß diese Methoden auch in anderen Ländern angewandt werden können, und daß sie zur Zeit in der Bundesrepublik am meisten entwickelt sind. Alle Mitglieder der Kommission sind der Überzeugung, daß alle Gefangenen ein Recht darauf haben, ihre menschliche Würde zu bewahren und daß sie ein Recht haben auf Schutz gegen Angriffe und auf ihre physische und geistige Integrität. Die Mitglieder der Kommission glauben ebenfalls, daß die Entmenschlichung der politischen Gefangenen eine Gefahr darstellt für alle Arten von radikalem Widerstand. Wir haben festgestellt, daß in der Bundesrepublik trotz klarer medizinischer Gutachten über die psychologischen Schäden, die das Resultat dieser Haftmethoden waren, keine Änderungen in den Haftbedingungen vorgenommen wurden, so daß die Gefangenen selbst zu dem extremen Schluß

kommen mußten, in den Hungerstreik zu treten, an dem 60 Gefangene teilnahmen.

Aus diesen Gründen fanden wir es notwendig, eine internationale Kommission zu gründen zum Schutz von diesen Gefangenen und gegen die Isolation. Die ersten Mitglieder der internationalen Kommission setzten sich aus Menschen von England, Frankreich, Italien und Deutschland zusammen und es ist vorgesehen, daß sich die Mitgliedschaft beträchtlich erweitert und daß die Kommission in ihren respektiven Ländern Unterstützungsgruppen hat. Die erste Entscheidung der Kommissionsmitglieder war, daß sich die Mitglieder selbst Informationen von den Gefangenen persönlich holen. All diese Besuchsanträge wurden abgelehnt und die Ablehnungsbriefe sind in ihrer Pressemappe. Es ist aus dem Ablehnungsbrief zu ersehen, daß die Kommission beschuldigt wird, daß ihre Arbeit eine Form des Kampfes gegen den Staat sei. Ich halte diese Feststellung für ausgesprochen schändlich, es bestärkt mich in meinem Vorhaben, die Wahrheit über die Haftbedingungen in der Bundesrepublik herauszufinden. Nach dem mir der direkte Kontakt zu den Gefangenen nicht gewährt wurde, habe ich das nächstbeste getan und mir die Tatsachen von den Rechtsanwälten der fünf Gefanenen in Lübeck und Siegurd Debus in Hamburg sagen und erklären lassen und mich auch durch die Freunde, die die Gefangenen regelmäßig besuchen, informieren lassen. Die Informationen, die ich auf diesem Wege erhalten habe, bestätigen voll und ganz die Notwendigkeit der Zusammenstellung der internationalen Kommission. Was die fünf Gefangenen in Lübeck angeht, werden sie einer Art von Gruppenisolation unterzogen, die wahrscheinlich genau so schwerwiegende psychologische Schäden nach sich zieht, wie die Einzelisolation. Im Falle von Siegurd Debus in Hamburg ist es so, daß er jetzt nur Kontakt mit einem Gefangenen hat und total isoliert wein wird, wenn nächstes Jahr dieser eine Gefangene entlassen wird.

In Zusammenhang mit diesen Haftbedingungen ist es wichtig festzustellen, daß amnesty international sich jetzt auf ihre eigenen Untersuchungen stützt und folgendes festgestellt hat: in ihrer Pressemappe haben sie einen Auszug eines Rundschreibens von amnesty, das an die Amnestygruppen geschickt werden wird, wo sie auf Seite 8 unten schreiben, daß bei „Haftbedingungen der Gefangenen, deren Fälle von amnesty untersucht worden sind, schwere Fälle von Isolation festgestellt wurden." In diesem Absatz sind auch die medizinischen Implikationen beschrieben, die solche Isolation bedeutet. In dem Buch, was nicht weiter in der Pressemappe drinsteht, was ich aber vorliegen hab, ist es auch ganz klar gesagt, amnesty international kommt zu dem Schluß, daß Wege gefunden werden müssen und gefunden werden können, um die Sicherheitsbedürfnisse auf der einen Seite und eine menschliche Behandlung auf der anderen Seite zusammenzubringen und die schwerwiegenden Formen der Isolation, die die jetzigen Haftbedingungen mit sich bringen, zu vermeiden. Amnesty international hat die Bundesregierung aufgefordert, Alternativen zu suchen, Alternativen zur Isolationshaft und zur Kleingruppenisolation als regulären Formen der Haftbedingungen.

Diesen Motag ist das erst erschienen und ich nehme an, daß diese Ergebnisse in der Bundesrepublik deshalb noch nicht weiter verbreitet worden sind. Es gibt jetzt klare Anzeichen dafür, daß die Behörden diese Haftbedingungen und Methoden nicht nur während der Haftzeit anwenden, sondern darüber hinausgreifend versuchen, diese Haftsituation, diese Haftbedingungen zu verlängern. Im Falle von Siegfried Haag, über den Wienke Zitzlaff gleich sprechen wird, besteht jetzt die Gefahr, eine Haftverlängerung zu erzielen unter dem Vorwand, daß er geistig krank sei. Und die letzten Vorfälle in Lübeck, über die die Rechtsanwälte sprechen werden, sind möglicherweise aus dem gleichen Motiv entstanden. Ich möchte jetzt schließen, mit der Erklärung, daß die Kommission im Zusammenhang mit der Bundesrepublik und mit allen anderen Ländern, wo diese Haftmethoden oder Hafttechniken angewandt werden, arbeiten wird. Ihre Arbeit wird sein, wir werden versuchen, die Wahrheit herauszufinden und sie der Öffentlichkeit zugänglich zu machen und darauf zu zielen, diese Haftmethoden zu einem Ende zu bringen. Thank you."

Vorbereitung von Sicherheitsverwahrung in Lübeck

„Mein Name ist Peter Tode, ich bin Rechtsanwalt und verteidige Inga Hochstein, die mit weiteren vier Gefangenen, mit Christine Kuby, Annerose Reiche, Christa Eckes, Brigitte Asdonk in Lübeck in dem Sondertrakt oder auch als toter Trakt bezeichneten Sonderanstalt, wie sie es sagen, innerhalb der Justizvollzugsanstalt in Lübeck einsitzen. (..)

Die Durchsuchungsaktion am 28.11., die ca. 3 1/2 Stunden andauerte, wurde durch die Bundesanwaltschaft in Karlsruhe angeordnet, es gab keinen richterlichen Beschluß zu dieser Durchsuchungsmaßnahme. Begründet wurde dieses mit dem auch in anderen ähnlichen Verfahren bekannten Begriff aus der Strafprozeßordnung. ‚Es sei Gefahr im Verzuge' gewesen, dies bedeutet also, daß man meinte, nicht die Zeit zu haben, vorher sich diese Durchsuchungsaktion richterlich bestätigen zu lassen, so wie es nach dem aktuellen Gesetz nach der Strafprozeßordnung die Regel ist. Es ist mal wieder ersichtlich, daß diese Regel, daß dieser Grundsatz in den meisten Fälle umgekehrt wird, daß erst einmal von Seiten der Strafverfolgungsbehörde Maßnahmen ergriffen werden, begründet mit Gefahr im Verzuge, die eigentlich nach dem Grundsatz des Gesetzes einem Richter obliegen. (...)



Was gesagt wurde von Seiten der leitenden Beamten war dieses, es ginge um „Unterlagen im Zusammenhang mit Sprengstoff". (...)

Bis 19.00 Uhr wurde also durchsucht, sehr konkret nach irgendwelchen Einzelheiten. Ab 19.00 Uhr hieß es dann plötzlich, nach einem Telefonat mit der Bundesanwaltschaft in Karlsruhe, daß alles mitgenommen werden sollte. Und zwar bedeutete dies..., daß von den 50 Leitzordnern, die die 5 Gefangenen in ihren Zellen hatten, 47 Leitzordner mitgenommen worden sind. Und zwar sämtliches Verteidigungsmaterial, sämtliches vertrauliches Verteidigungsmaterial, ohne jegliche Ausnahme, sämtliche persönlichen Korrespondenzen, sämtliche Informationen, die die Gefangenen während ihrer langjährigen Haftzeit bisher besammelt haben, darunter seiten-, zig-seitenlange Zeitungsausschnitte, die von ihnen ausgeschnitten, auf Papier geklebt worden sind. D.h., sämtliches Material, daß ihnen zur Verfügung stand, mit dem sie gearbeitet hatten, ist ihnen weggenommen worden. Ich meine und ich glaube, es ist nicht zu weit gegriffen, den Begriff in diesem Zusammenhang zu benutzen, nämlich ‚Ausforschung'. (...)

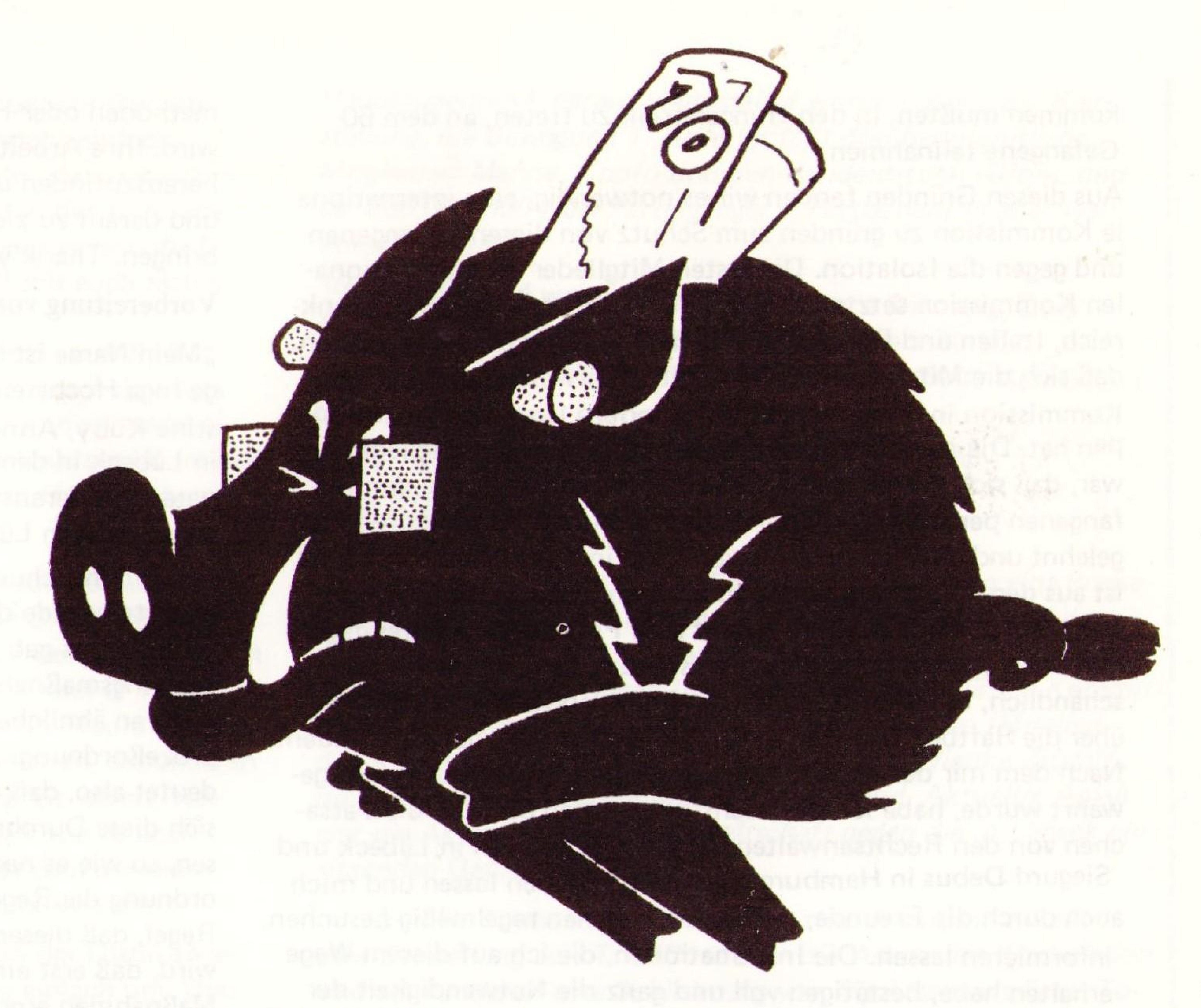
Welche Gründe tatsächlich, zumindest von Seiten der Bundesanwaltschaft vorgebracht wurden um diese Aktion zu rechtfertigen, haben wir dann überwiegend aus den Zeitungen erfahren. D.h. unsere Anträge auf Akteneinsicht sind bislang nicht beschieden worden. (...)

Ein Antrag ans Netzwerk

„WIR MUSSTEN DIE ALTERNATIVITÄT BEGRÜNDEN"

Das Autonome Bildungszentrum Hamburg (abc) hat im Frühjahr 1979 einen Antrag auf 15.000 DM Zuschuß an das Netzwerk Berlin gestellt, für den Ausbau eines ehemaligen Bauernhauses in der Nähe von Hamburg. Die Mitarbeiter wollen dort bis Herbst 1980 ein Zentrum aufmachen, das von den staatlichen Institutionen unabhängig ist. Sie planen — in vieler Hinsicht — alternative Bildungsarbeit. Wer darüber mehr erfahren möchte: Es gibt eine Broschüre für mindestens 2 Mark bei Winfried Ragnick, Elbchaussee 18, 2000 Hamburg 50, Tel. 040 / 392170. Das Netzwerk hat den Antrag auf einen Zuschuß beim erstenmal abgelehnt, beim zweitenmal bewilligt.

Ablehnung eines Antrages
(aus Netzwerk-Rundbrief Nr. 7)



Netzwerk-Mitgliederversammlung 1.12.79 Diskussionsvorlage der abc-Leute zu Problemen der Antragsbearbeitung

Wir möchten zum Problem der Antragstellung und -bearbeitung einige Fragen aufwerfen, die uns wichtig erscheinen. Wir (das ist das Autonome Bildungs-Centrum e.V. in Hamburg) haben am 2. April dieses Jahres einen Antrag auf Förderung durch das Netzwerk gestellt, der am 4. Oktober behandelt worden ist. Am 2. Oktober kurz nach Mitternacht hat mensch uns über diesen Termin telefonisch informiert. Wenn wir nicht ein halbes Dutzend Mal in Berlin angerufen hätten, wäre es vielleicht noch später geworden.

Im April hat eine Ingrid vom Netzwerk bei uns angerufen, daß sie noch mehr Informationen über unser Projekt brauche. Wir haben hingeschickt, was wir für wichtig hielten. In der Beiratssitzung zeigte sich dann, daß die Informationen nicht ausreichten. Niemand hatte uns gesagt, auf welche Informationen es denn nun besonders ankomme (z.B. muß anscheinend die Alternativität des Projekts ausführlich begründet werden, wobei darüber jedoch im Beirat selbst sehr unterschiedliche Vorstellungen bestehen).

In der Beiratssitzung mußten wir dann mit einer Darstellung unseres Projektes beginnen. Das verwirrte uns nicht wenig, denn wir hatten erwartet, daß sich jedes Beiratsmitglied schon zumindest eine grobe Vorstellung von unserem Projekt verschafft hatte und es nun darum ging, konkrete Fragen zu beantworten.

Insgesamt wurde 40 Minuten über unseren Antrag verhandelt, dabei sind die oftmals längeren Redebeiträge einiger Netzwerker, Geschäftsordnungsfragen usw. eingerechnet. Wir wurden darauf hingewiesen, daß uns damit das Zweifache der normalen Antragsberatungszeit zur Verfügung stand. Das macht also im Schnitt 10 bis maximal 15 Minuten Redezeit je Projekt. Das bedeutet aber, wie es uns geschah, mitten im Satz unterbrochen zu werden und nur auf einen Teil der Kritik eingehen zu können. Da die Antragsbearbeitungskommission ihre Kritik oftmals als Tatsachenbehauptung einbringt (nach dem Motto: ‚Das schafft ihr nicht in der vorgesehenen Zeit!' oder ‚Das ist teurer, als ihr geschrieben habt.') blieben so durch den Zeitdruck einige — unserer Meinung nach falsche — Argumente als scheinbare Fakten bestehen.

Ergebnis war, daß mindestens 4 Beiratsmitglieder Schwierigkeiten hatten, über unseren Antrag zu entscheiden: 3 haben sich der Stimme enthalten, eine Frau hat bei der ersten Abstimmung für uns, bei der sofort anschließenden Wiederholung der Abstimmung gegen uns gestimmt. Die Enthaltungen wurden unter anderem damit begründet, daß mensch zu wenig Informationen bekommen habe. Ein Mitglied fragte, was denn an unserem Projekt alternativ sein solle, ohne daß er diese Frage vorher gestellt hätte. Im Beirat herrschte zum Teil peinliche Berührung über die Stimmenthaltungen. Eine Neuaufnahme der Befragung wurde abgelehnt, obwohl unser Antrag offensichtlich nicht entscheidungsfähig war.

Diese Situation hätte vermieden werden können, wenn die Befragung nicht willkürlich abgebrochen worden wäre (willkürlich, weil mit dem Argument des Zeitdrucks, obwohl anschließend noch mehrere Stunden über den außerplanmäßigen Antrag der Berliner Fabrik debattiert worden ist). Stattdessen wurde gesagt, die Zeit ist um, und ohne weitere Aussprache abgestimmt. Wir finden dieses Entscheidungsverfahren schlecht. Es wird weder gefragt, ob jeder sich eine Meinung über das Projekt gebildet hat, noch wird diese Meinung (sofern vorhanden) zu irgendeinem Zeitpunkt diskutiert.

Wir haben uns sagen lassen, dieses Verfahren sei notwendig, um endlose Debatten im Beirat zu vermeiden. So aber ist jedes Beiratsmitglied nur seinem ‚Gewissen' verantwortlich. Ohne jemals seine Meinung offenzulegen — und das heißt, Entscheidungskriterien anzugeben und diskutierbar zu machen — wird über einen Antrag entschieden, der für das Projekt eventuell lebensnotwendig ist. Die Grundlage ist eine Befragung von wenigen Minuten.

Am Rande bemerkt: Einige Beiratsmitglieder haben nicht einmal diese kurze Zeit wenigstens konzentriert zuhören können, so daß manche Fragen auch noch doppelt beantwortet werden mußten. Noch eine Randbemerkung: Da die Nein-Stimmen, das heißt Ablehnung des Antrags, nicht begründet werden und im Beirat keine Aussprache über den Antrag stattfindet, tappt mensch hinterher völlig im Dunkeln, warum mensch denn nun eigentlich durch die Prüfung gefallen ist (diejenigen, die kritische Fragen gestellt haben, haben nämlich für uns gestimmt). Wenn mensch also erneut einen Antrag stellen will, weiß immer noch niemand so genau, mit welchen Bedenken mensch sich besonders auseinandersetzen muß.

Das alles zusammen hat die Athmosphäre einer Prüfungssituation geschaffen und ein Gefühl ohnmächtiger Wut hinterlassen, als wir ‚durchgefallen' waren.

Manches jedoch war nur grotesk. So zum Beispiel, wenn eine Frau aus dem Beirat sagt, unser Projekt entspräche genau dem, was das Netzwerk immer habe fördern wollen, und dagegen ein Mann sich fragt, was an unserem Projekt alternativ sei. Diese Differenzen kann mensch doch nicht einfach so stehen lassen! Es muß doch ir-

gendwelche Kriterien geben, nach denen entschieden wird. Sonst kommt es nachher womöglich nur noch darauf an, daß die ‚richtigen' Vertreter für seinen Antrag mobilisiert werden. Zur Zeit scheint völlig willkürlich mit Zufallsmehrheiten entschieden zu werden (da nur die Hälfte der Beiratsmitglieder anwesend ist, wenn überhaupt, kann sich bei der nächsten Sitzung ein völlig anderes Abstimmungsbild ergeben).

Wir wollen hier unseren Kommentar abbrechen, obwohl zum Beispiel zum Selbstdarstellungsdruck noch einiges zu sagen wäre, weil wir noch einige konkrete Veränderungsvorschläge machen wollen:

1. Den antragstellenden Projekten wird mitgeteilt, welche Informationen das Netzwerk benötigt, welche Informationen und Fragen von besonderem Interesse sind und wie der genaue Ablauf der Antragsbearbeitung (mit Kommission, Sitzung in Berlin etc.) ist.

2. Es wird eine Frist festgelegt, innerhalb derer jeder Antrag bearbeitet sein muß.

3. Die Ablehnung eines Antrags wird detailliert begründet.

Sofern der Antrag auf die Beiratssitzung kommt:

4. Auf eine Selbstdarstellung wird verzichtet, nur der Antrag wird begründet und Fragen werden gestellt.

5. Es wird solange gefragt, bis jedes Beiratsmitglied entscheidungsfähig ist. Bei Stimmenthaltungen muß die Befragung fortgesetzt werden (faktisch zählen Stimmenthaltungen sowieso als Neinstimmen).

6. Es werden Entscheidungskriterien für die Unterstützung eines Projekts festgelegt. Diese sollten sowohl positiv als auch negativ bestimmt werden. Eine positive Forderung ist zum Beispiel: Das Projekt soll von einer Gruppe getragen werden, die rechtliche Unternehmensform soll eine gemeinschaftliche sein, das Projekt muß exemplarisch sein und nach außen wirken. Negative Bestimmungen wären etwa: In der Gruppe darf es keine institutionalisierte Hierarchie geben (durch unterschiedliche Bezahlung für gleiche Arbeit, Trennung von Hand- und Kopfarbeit, Herrschaftsverhältnis zwischen Vorgesetzten und Untergebenen), niemand soll persönlichen Profit aus dem Projekt ziehen (auch nicht durch Wertzuwachs eines Gebäudes oder der Unternehmensanlagen), das Einkommen sollte den gesellschaftlichen Durchschnittslohn nicht übersteigen, eine finanzielle Unterstützung durch das Netzwerk soll nicht dauerhaft notwendig sein, das Arbeitsprodukt des Projekts sollte ein Stück Gesellschaftskritik enthalten (also nicht einfach ein ganz normaler Laden, nur daß er von einem Kollektiv geführt wird).

Den letzten Punkt halten wir für besonders wichtig und meinen, daß er schwerpunktmäßig diskutiert werden sollte.
Nun denn!

Unsere Erfahrungen mit dem Netzwerk
(aus der abc-Broschüre)

Schärfer als von der Bank wurde unsere Kalkulation begutachtet, Zahlen wurden bezweifelt und das Risiko als zu hoch eingeschätzt. Sorgsam scheint darüber gewacht zu werden, daß das Geld gut angelegt ist. Wenn wir eine Lobby hätten oder in der Alternativszene anerkannt wären wie die Berliner „Fabrik", würde mensch uns Kredit geben. Wir waren dem Mißtrauen und dem Selbstdarstellungsterror nicht genügend gewachsen, hatten andere Formen der Auseinandersetzung, Kriterien der Mittelvergabe erwartet.

Wir wollen mit den Gewerkschaften zusammenarbeiten, also sind wir für ihn nicht alternativ!

Er scheint Gewerkschaften und gewerkschaftliche Bildungsarbeit grundsätzlich abzulehnen, so daß für ihn eine politische Bildungsarbeit, die sich hierzu in Beziehung setzt — wie auch immer sie sonst geartet sein mag — von vornherein nicht der Diskussion würdig ist. Und mit dieser Auffassung steht er im Netzwerk-Beirat wohl nicht allein da.

Wie aber sollen wir Leuten, für die die Gewerkschaften nur noch ein Reizwort darstellen, die sich mit den Möglichkeiten und Schwierigkeiten gewerkschaftlicher Bildungsarbeit überhaupt nicht mehr auseinandersetzen, unser Projekt und seine politische Dimension begreiflich machen?

Uns scheint, daß hier ein ganz bestimmtes und zwar borniertes Verständnis von ‚Alternativität' d.h. nach unserer Meinung Veränderung, vorliegt. Wenn mensch diesen Standpunkt weiterdenkt, könnte allerdings gar kein Projekt mehr unterstützt werden! Oder ist es alternativ, Antiquitäten an wohlhabende Bürger zu verkaufen, wie es die Arbeiterselbsthilfe in Frankfurt macht, ist es alternativ, um Unterstützung durch den Berliner Senat zu kämpfen, wie es die Fabrik getan hat und tun mußte!? Kein Projekt agiert im gesellschaftlichen Schonraum!

Wir wollen mit diesem Artikel in die Diskussion um das Netzwerk eingreifen, denn wir finden diese Netzwerk-Initiative gut und wichtig (sonst wären wir nicht Mitglied) und wir haben Angst, daß es ins politische Abseits abgleitet! Wir sehen Tendenzen zu einer bürgerlichen Finanzierungsanstalt für die Alternativszene und halten es für sehr dringlich, daß mit den Mitgliedern politisch-inhaltliche Entscheidungskriterien über die Vergabe von Geldern öffentlich diskutiert und festgelegt werden.

Vor einigen Tagen ist unser Wiederholungsantrag vom Beirat des Netzwerks mit 11 zu 3 Stimmen angenommen worden. Nach einigem Hin und Her einigten sich die Beiratsmitglieder auf einen Zuschuß von 8000,– DM und ein Darlehen von 12000,– DM. Darüber freuen wir uns sehr. Aber unsere Bedenken über die Art und Weise der Geldvergabe haben sich nicht verringert. Im Gegenteil fand an diesem Abend überhaupt keine inhaltliche Auseinandersetzung über die sechs (!) antragstellenden Projekte statt. Wir hoffen, daß der Verdruß einiger Beiratsmitglieder über die ‚Verwaltungs'-Praxis der Gelder bald zu Veränderungen führt.

TREFFEN DER THEATER- UND MUSIKGRUPPEN

An dem Wochenende vom 29. Februar bis 2. März soll das dritte bundesweite Treffen von Theater- und Musikgruppen aus der Anti-AKW-Bewegung stattfinden (im Schloß Ockstadt bei Friedberg, ca. 30 km nördlich von Frankfurt). Dort wollen die Teilnehmer wohnen, Erfahrungen austauschen, sich gegenseitig vorspielen, miteinander spielen, experimentieren, diskutieren, phantasieren usw.
Gruppen oder auch Einzelakteure, die Lust haben, teilzunehmen, können sich anmelden oder näheres erfahren bei:

strandgut c/o Gerhard Fünfsinn und Gunter Vent-Schmidt, Adickesallee 51, 6 Frankfurt, Tel. 0611/ 59 46 52.

Kulturkongreß der GEW
Die Gewerkschaft Erziehung und Wissenschaft veranstaltet vom 15. bis 17. Februar in der Hamburger Markthalle (Klosterwall, beim Hauptbahnhof) einen Kulturkongreß unter dem Motto "Ästhetische Praxis und politische Kultur von unten". Neben Diskussionsveranstaltungen, Projektdarstellungen und Ausstellungen sind auch Aktivitäten von unten erwünscht.
Nähere Informationen und Anmeldungsformulare bei:
Renate Maspfuhle, Knauerstr. 21, 2000 Hamburg 20 (60 Pfennig-Briefmarke beilegen).
Broschüre vorbestellen: überweist bitte 10 Mark an Heiner Studt, Postscheckamt Hamburg, Konto 216588-200 (Bankleitzahl 20010020).

Aus Schlappschwänzen Männchen bauen

Einberufungsbefehl. Die ersten Begegnungen mit den Feldjägern. Lässig, undurchdringlich, Westernhelden. Dann Einkleidung, Stubenzuweisung am Standort. Waffenübergabe. Doch der "Neue" verweigert sie und ist verwundert, daß ihn niemand zwingt. Herbert Kapfer hat seine Eindrücke und Gefühle während der ersten Tage in der Bundeswehr aufgeschrieben. Er berichtet von seiner Wut, seiner Angst und Ohnmacht, gegen Schikanen und gegen den entwürdigenden Dienst alleine Widerstand zu leisten. Obwohl die Soldatenzeitung schreibt: Gemeinsam sind wir stark!

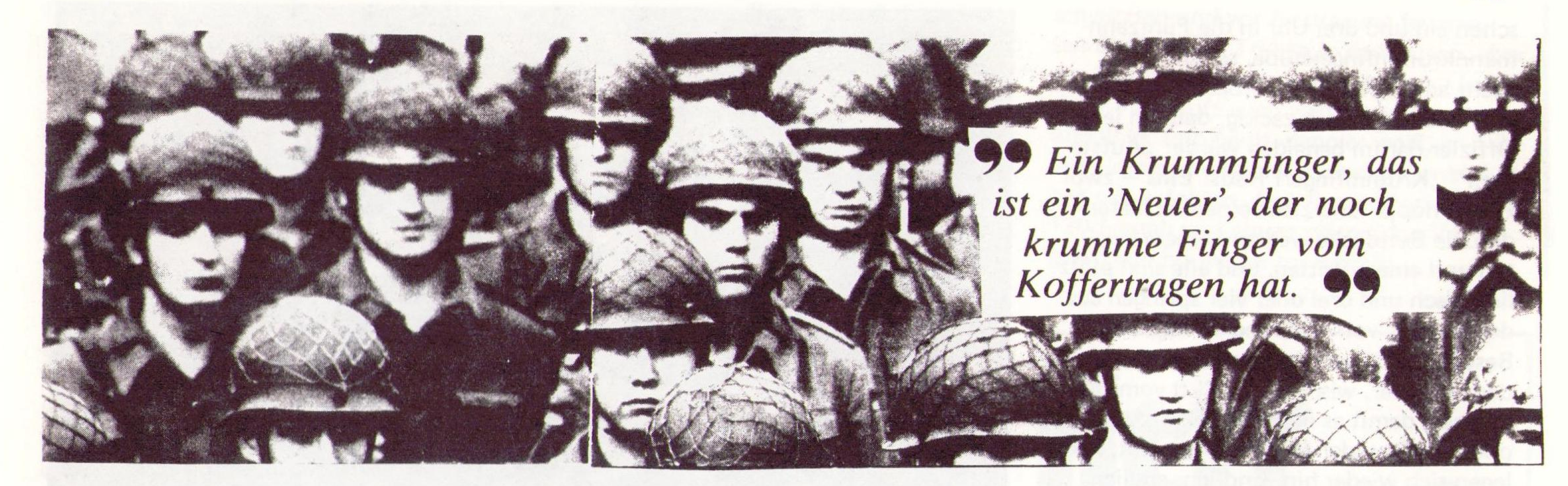
(Dieser Beitrag stammt aus päd. extra sozialarbeit vom Januar 1980)

Ich lag noch im Bett, als es an der Haustür klingelte, und seltsamerweise wußte ich, daß es der Briefträger war mit einem Einschreiben für mich, dem Einberufungsbescheid, ausgestellt vom Kreiswehrersatzamt München.
Ich öffnete den Brief und las, daß ich für den 1. April als Gebirgsjäger nach Mittenwald einberufen sei. Ich hätte augenblicklich tot umfallen können.
Ja, ich hatte mich bemüht, als Kriegsdienstverweigerer von einem dieser Gewissenstribunale anerkannt zu werden — jedoch zu spät, um meine Einberufung zu verhindern: Ich hatte erst nach meiner Musterung die Anerkennung beantragt, weil ich mir eine Zeitlang im unklaren darüber war, ob ich zur Bundeswehr gehen sollte oder nicht. Mit sechzehn hatte ich mich in einer pazifistischen Gruppe engagiert, der „Kampagne für Demokratie und Abrüstung", aber kurz vor meiner Musterung — zwei Jahre später — freundete ich mich mit der Ansicht einer maoistischen Gruppe an, die den antimilitaristischen Widerstand innerhalb der Bundeswehr propagierte. Kurz nach meiner Musterung wußte ich, daß ich mit Leuten, die ihr „Leben für den Kommunismus opfern" nichts zu tun hatte; jedoch es war zu spät. Bei der ersten von vier möglichen Verhandlungen zwecks Anerkennung als Verweigerer wurde ich nicht anerkannt.
Ich fuhr am 1. April von Ingolstadt nach Mittenwald. In München stieg ich, mit zwei Taschen bepackt um und kaufte mir am Kiosk zwei Flaschen Bier. Überall wimmelte es von Feldjägern und jungen Männern mit Reisetaschen. Mir war kotzübel. Feldjäger, lässig, undurchdringlich, Stärke zeigend, Westernhelden.
Grüppchen von jungen Männern. Einer mit Reisetasche macht blöde Witze, ein anderer sagt unangebracht lachend: „Die werden uns schon recht rumlassen im Dreck!"
Gleis 32. Der Zug nach Mittenwald. Ich wollte gerade einsteigen, als mich am Trittbrett eine scharfe Stimme anrief: „Das Bier kommt nich in den Wagen!"
Ich drehte mich um. Ein vollbärtiger Fähnrich, für mich damals ein vollbärtiger, kleiner, widerlicher Uniformierter, den seine laute militärische Stimme als mir anscheinend Vorgesetzten verriet.
„Warum denn nicht? " fragte ich. „Im Sammeltransport besteht Alkoholverbot!" schnarrte es zurück. „Ich habe aber keine Karte für einen Sammeltransport", sagte ich und stieg in den Wagen. Der Fähnrich hinterher. „Sie sind Angehöriger der Deutschen Bundeswehr? " schrie er so laut, daß alle Gespräche verstummten. Immerhin, ich kriegte das Maul noch auf: „Erst ab 18 Uhr." Der Fähnrich davon unbeeindruckt: „Das Bier kommt nicht in den Wagen!" Ich machte keine Bewegung, ich sah ihm nur für einige Sekunden in die Augen. Alles war möglich. Aber nichts passierte. Dann stieg der Fähnrich wortlos aus.

Der „Widerstand" war zum ersten Mal gebrochen.

Die Rekruten im Zug betrachteten mich wie ein Wundertier; etwas, was ich schon vor der Bundeswehr ziemlich gut kannte, war da, etwas, was ich dort noch x-mal erlebte: Du bist ihnen Idol und Ungeheuer zugleich, weil du dich noch was zu sagen traust.
Der Fähnrich kam zurück mit zwei Feldjägern, und das bißchen Mut, das ich noch gehabt hatte, war weg. Ich stieg aus, nahm die zwei Flaschen Bier und warf sie unter den gleichgültigen und verwunderten Augen von Rekruten und Passanten in den nächsten Abfallkorb. Der „Widerstand in der Armee" war zum ersten Mal gebrochen, bevor ich jemals eine Kaserne von innen gesehen hatte. Am späten Nachmittag erreichte der Zug Mittenwald. Am Bahnhof warteten schon etlich Unimogs. Wir wurden verladen und nach fünfminütiger rasender Fahrt fand ich mich in der Edelweiß-Kaserne wieder. Über dem Gebäudeeingang hing ein Schild mit der Aufschrift „Herzlich willkommen!" verziert mit einem Edelweiß, ein Willkommensgruß von der selben Notwendigkeit wie Schilder an den KZ-Eingängen — „Arbeit macht frei!"

Warten mit hundert Rekruten in einem düsteren ca. 150 Meter langen Gang. Anmeldung, Personalienaufnahme, Personenkennzifferangabe, Zuteilung der Stubennummer, alles in einem Raum in einer Geschwindigkeit von vielleicht einer Minute: Zehn Leute, die dich fast gleichzeitig fragen, dich zum nächsten an dem endlos langen Tisch weiterschicken und höhnisch grinsen bei deinem Anblick: Lange Haare und eine Schreibmaschine in der Hand. Runter in den Keller. Eßbesteck, Bettwäsche und einen dunkelblauen Trainingsanzug abholen; wieder höhnisches Grinsen, diesmal von den das Zeug austeilenden Zivilangestellten. Haha, die Neuen. Die werden sich wundern.
Eine Stunde später schon trug ich diesen schäbigen Trainingsanzug mit dem häßlichen Abzeichen. Bettenmachen in einem Dreistockbett. Fünfzehn Leute in einem Zimmer, jeder für sich allein. Bedrückendes Schweigen. Keiner kann ein Wort sagen. Mein ganzes bisheriges Leben wie ausgelöscht; kein Spaß, kein Lachen, nie



das Maul aufgemacht, nie sich gegen Eltern, Schuldirektoren und Autoritäten aller Art gewehrt, nie die vielen schönen, wunderschönen Bücher über Marxismus, Anarchismus und Befreiung gelesen, nie politisch gearbeitet, nichts gewußt. Nur Angst. Schweißtropfen zogen sich von den Achselhaaren zu den Hüften. In der ersten Nacht wäre ich fast erstickt. Fünfzehn Leute in einen Raum gepfercht. Alles Leute, die sagen, so schlimm wird's schon nicht werden, hoffentlich darf ich am Wochenende heim, und dann geht mich alles nix mehr an, da wird gefickt.

„Kompanie aufstehen"

Ich habe kein Auge zugemacht. Morgens um fünf das Schrillen einer Trillerpfeife im endlosen Gang und einer, der schreit: „Kompanie aufstehen!" Die Tür ging auf, ein Hilfsausbilder erschien, um uns zum Essen zu führen. Der Ton, mit dem er uns anredete, war recht zivil; in den ersten Tagen bemüht mann sich ganz offensichtlich, einen möglichst reibungslosen Übergang zu schaffen: Erst freundlich, dann hart und kurz, dann Geplärre, dann Geplärre plus dich durch die Gänge jagen und antreiben, zuletzt fallen dann auch Schimpfworte und Beleidigungen. Beim Essensgang hörte ich zum ersten Mal unterdrückte Flüche: Der Unwillen regte sich, weil wir alle in einer Reihe hintereinander im Gleichschritt schweigend zum Essen gehen mußten: „Wie im Zuchthaus!" „Krummfinger", riefen die Reservisten, die uns einzeln begegneten. Erst einige Tage später erfuhr ich, daß ein Krummfinger ein Neuer, ein Rekrut ist, einer, dessen Finger noch gekrümmt sind vom Tragen der Koffer in die Kaserne am Einberufungstag. Ich aß nichts. Ich hatte Magenschmerzen. Ich aß nichts diesen Morgen, nichts diesen Tag, fast nichts die ganze Woche. Ich bestrafte mich dafür, daß ich hierhergegangen war. Ich tat nichts. Ich verhielt mich passiv, wie erwartet.

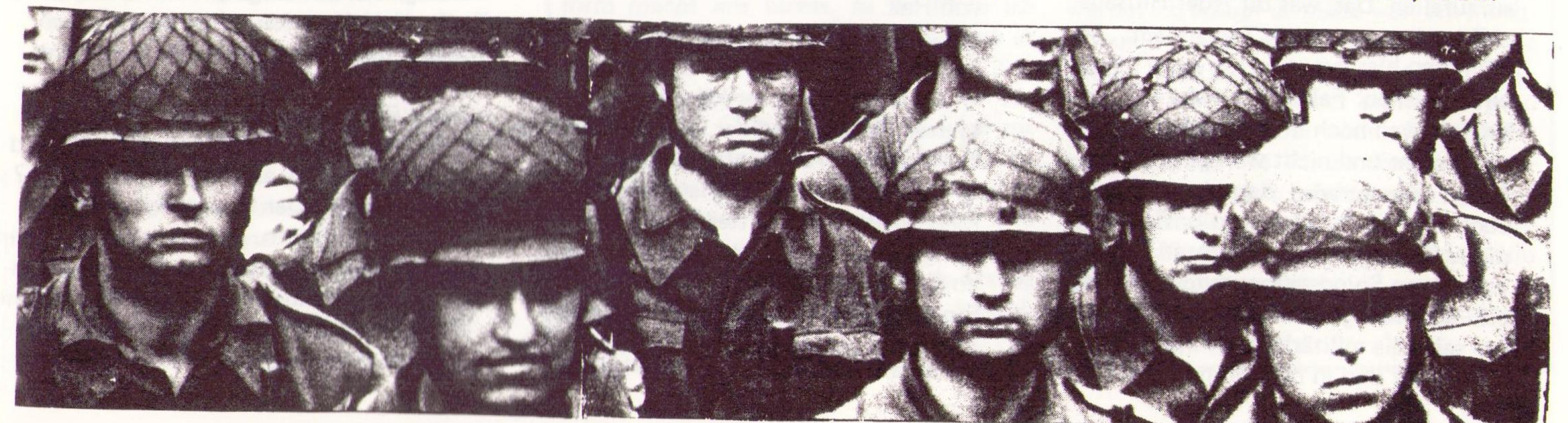
Ich ließ über mich ergehen: Stundenlanges Warten in düsteren Gängen; ärztliche „Untersuchungen" mit Urin- und Blutproben von Sanitätern, die unfähig waren, eine Blutgruppe zu bestimmen und mich insgesamt fünfmal innerhalb von drei Wochen „anzapften"; Körpergewicht wiegen; Größe messen; anstehen, warten, schweigen, numeriert und höhnisch als „Neuer" belächelt werden; sich von jedem in Uniform anschnauzen lassen — weil jeder weiß, du hast keine Ahnung von militärischen Rängen, Vorschriften, deinen minimalen Rechten.

Und wenn wir zum Antreten auf den Hof gejagt wurden, standen am Flügeltor des Gebäudeausgangs die besoffenen Reservisten und schlugen den vorbeilaufenden Rekruten die Maßbänder um die Ohren, weil sie wußten, die können sich nicht wehren, und hätten sie Zeit, würden sie sich nicht trauen, zurückzuschlagen. Dann Antreten, nachdem ich zwei Zigaretten geraucht und nichts gefrühstückt habe. Vorher: Bettenmachen, Schuhe putzen, überprüfen, ob auch ja der oberste Hemdknopf wie vorgeschrieben geöffnet ist, ob die Mütze richtig sitzt und und und...
Ein Hilfsausbilder, einer von denen, die drei Monate länger in der Kaserne sind und schon genau wissen, wie man's macht, um hier über die Runden zu kommen, schaut dir mit fünfzig Zentimeter Abstand ins Gesicht und sagt: „Ihr Rasierapparat stammt wohl aus der DDR!", weil du beim Rasieren ein Barthaar links unterm Kinn übersehen hast. Das wird notiert. Das wird bestraft: 20mal schreiben: „Der Soldat achtet auf das äußere Erscheinungsbild" oder einen zweiseitigen Aufsatz: Thema — „Über die Bedeutung der Körperpflege". Tagsüber: Formalausbildung, Unterricht, Sport, Waffenkunde. Wer schwätzt, muß stehen. Wer austreten will, muß sich melden. „Sie werden's noch eine Viertelstunde aushalten können." Gelächter „Nein!" „Das möchte ich sehen". „Aber...." „Hauen Sie ab!" — Gelächter.

Endlich, einmal zurückgeschlagen

Nach zwölf Stunden Dienst, abends um sieben „frei". In drei Stunden mußt du im Bett liegen. Was kannst du machen derweil? Bier trinken. Um aus der Kaserne rauszugehen, ist es schon zu spät. Lesen geht nicht, weil 14 andere Leute im Raum hantieren. Um zehn im Bett sein; Da wird kontrolliert, ob du deine Hose sauber über den Stuhl gehängt hast, ob die Schuhe geputzt sind, ob die Stube sauber ist, einer bleibt auf, bis der Unteroffizier vom Dienst kommt; Meldung machen, der ist verantwortlich dafür, daß der Abfalleimer geleert und die Stube gekehrt ist; vorher hast du schnell dein Bier gesoffen, aber nicht im Kompaniekeller, der sich im gleichen Gebäude befindet, sondern in der Kantine am entgegengesetzten Ende der Kaserne, nämlich , weil die Kameraden, die schon ein halbes oder ein ganzes Jahr länger hier sind, und insbesondere die Reservisten, sich weigern, einem Krummfinger ein Bier zu verkaufen.

Aber nachts, wenn die Krummfinger schlafen, kommt der Reservist, so zwi-



schen ein und drei Uhr in die Fünfzehnmannkrummfingerstube, schaltet das Licht an und brüllt stockbesoffen und so laut und militärisch-zackig, daß ihn jeder Offizier darum beneiden würde: „Aufstehen!" „Krummfinger! Raus! Eins – zwo! Hopp, hopp" und zieht einem Schlafenden die Bettdecke weg und einem zweiten und einem dritten, und alle sind plötz lich wach und drei oder vier springen aus den Betten, voll Haß, und schlagen den Besoffenen zusammen, werfen ihn aus dem Zimmer, wischen das Blut vom Boden auf, damit es morgen früh, in drei oder vier Stunden keinen Ärger gibt, und legen sich wieder hin. Endlich, endlich hat man zurückschlagen können.

Am ersten Abend, wo ich diese Gebirgsjägermütze trage, abends in der Kantine, wage ich es endlich, meinen Kameraden zu sagen, daß ich Kriegsdienstverweigerer bin. Es kostet mich Überwindung, und ich bin erstaunt, als einige mir Ratschläge und gutgemeinte Tips geben und von Freunden oder Bekannten erzählen, die „auch" verweigert haben. Für einen Augenblick ein Gefühl, als sei ich in einem Zuchthaus, wo alle Gefangenen zusammenhelfen, damit einer ausbrechen kann.

Am Freitag, Kasernentag Nummer fünf, kennt mich jeder von 120 Leuten namentlich: Ich bin der einzige Kriegsdienstverweigerer. Eine Sonderstellung. Ich fühle mich als jemand, der nicht hierhergehört, nicht lang hier sein wird, hier raus muß

„Du bist Idol und Ungeheuer zugleich, weil du dich noch 'was zu sagen traust."

und eine Berechtigung dafür hat. Aber dann trete ich mit 120 Männern an zum Morgenappell. Grundstellung einnehmen, Kompanie stillgestanden, Augen rechts, Sprechverbot; insbesondere das Kommando „Richt euch!", bei dem man den Kopf nach rechts zu wenden hat und in dieser Stellung ausharren muß, empfand ich als Demütigung. Sie erinnerte mich an ein kämpfendes Tier, das dem Gegner als Zeichen der Unterlegenheit die Kehle zum Biß darbietet. Der Wunsch, ja nicht aufzufallen. Das, was dir jeder Hilfsausbildender vom ersten Tag an sagt: „sie kommen hier gut zurecht, wenn Sie sich eines merken: Fallen Sie nicht auf, weder im Positiven noch im Negativen. Tun sie nicht mehr und nicht weniger, als von Ihnen verlangt wird, dann kann Ihnen überhaupt nichts passieren." Wir dürfen dieses Wochenende heimfahren. Das heißt, wer seinen Spind sauber aufgeräumt hat, d.h. das Kochgeschirr im Fach muß sauber sein, die militärischen Anzüge müssen sauber und in bestimmter Reibenfolge auf Bügeln sauber und ordentlich aufgehängt sein, die Schuhe geputzt, auch die Sohle staubfrei, „meine Herrrn!" und wer am Samstag den 5.000-Meter-Lauf durchhält, der darf heim; wer das nicht schafft, der muß hierbleiben und üben.



Meine Freundin erkennt mich nicht wieder

Am Samstagvormittag laufe ich 5.000 Meter, mit Magenschmerzen. Und ich laufe, bis sie sagen, du bist fertig, auch wenn ich dabei verrecken würde, denn ich muß heim, raus, für eineinhalb Tage, Ausgangserlaubnis kriegen, das ist das Wichtigste. Als ich Samstag mittag mit einem Kameraden heimfahre, bin ich erstaunt, wie ich die sommerlich und bunt gekleideten Frauen sehen, als wir durch München fahren. Ui, das gibt's noch. Aber meine Freundin erkennt mich nicht wieder. Ich kann nichts erzählen, ich muß heulen, ich hasse mich, wie ich mit ihr im Park rumlaufe, ich mache ihr Vorwürfe, weil sie mir nicht geschrieben hat, obwohl sie es versprochen hatte, ich will nicht, daß sie mich streichelt, ich will nicht gestreichelt werden, ich bin voll Haß.

Ich weiß nicht, was ich mit ihr anfangen soll. Wir besuchen Fr eunde, alle schauen entsetzt wegen der kurzen Haare, dem blassen Gesicht und der halbmilitärischen Bewegungen. Am Sonntagabend bin ich soweit, daß ich mir überlege, ob ich jemals wieder nach Mittenwald fahre. Dann klingelt's und der Zeitsoldat holt mich ab und wir fahren zurück. Am Montagmorgen Waffenempfang. Ich hatte darauf gewartet, mich gefreut und es gleichzeitig befürchtet. Ich stand im Kellergang und wartete das Gewehr nicht zu empfangen, und es schien, als ich an die Reihe kam, daß ich nein sagte, der Hilfsausbilder ein blödes Gesicht schnitt und ich sagte, ich nehme kein Gewehr. Ich sagte es und fühlte mich wie ein Westernheld, genau wie er. Nicht wie ich, sondern in Uniform und Grundstellung: Ich nehme kein Gewehr. Nie hätte ich es gewagt, die Hand in die Tasche zu stecken oder dem Hilfsausbilder an die Gurgel zu springen, sondern nur: militärisch-diszipliniert sagen: Ich nehme kein Gewehr, und erst al er sagte: „Ich werde es melden!" pfeifend die Kellertreppe hochsteigen.

Ich gehe in die Stube und warte. Vierzehn Leute kommen zurück mit der Knarre. Einige freuen sich, so ein Ding in der Hand zu haben. Ratatat. Zielübungen auf irgendeinen verhaßten Zugführer vom Fenster aus, als er gerade über den Hof läuft. Gegenseitiges Anlegen aufeinander. Ratatat. Ich schaue zu. Ich hasse sie alle, aber ich kann's nicht sagen und dafür hasse ich mich. Gut, kein Gewehr genommen, wie ich es mir vorgenommen habe. A ber zuwenig, viel zuwenig. Ich dürfte nicht hier sein. Und wenn ich schon hier bin, ich müßte ihnen die Knarren aus der Hand schlagen. Jaja, lange Haare gehabt, versucht Bier ins Abteil mitzubringen, kein Gewehr genommen, nichts gefressen und nicht geschlafen, aber was ist das schon? Mittagsappell. Der Hauptfeldwebel läßt mich zu sich rufen. „Ich glaub, Sie drehen durch!" sagt er. „Ganz im Gegenteil", sage ich und wundere mich, daß da niemand ist, der versucht, mich zu zwingen, ein Gewehr zu nehmen.

Gemeinsam „wären" wir stark

Noch weiß ich nicht, daß ich keine Chance habe: Seit soundsoviel tausend Jahren zwingen Leute andere Leute, wieder andere Leute umzubringen. Und es klappt, und wird immer klappen, und du mit deinen zwanzig Jahren opferst dich, läßt dich einsperren oder hinrichten. Ihre Erfahrung, wie man dich rumkriegt, klein macht, ist systematisch und durchdacht und hat sich seit Jahrhunderten kontinuierlich weiterentwickelt. Ihr System paßt sich an: Anschreien, drohen, schlagen, gut zureden, prügeln, foltern, umbringen. Ein Apparat, wo man weiß, wie man mit dir optimal umgeht und wieviel du dir zumuten kannst, das weißt du nicht genau. Und heute: Sie verhaften dich nicht, sie foltern dich nicht, du Märtyrer, sie geben dir eine Stunde frei, sie tun so, als hätten sie Respekt vor dir, sie kommen dir väterlich oder drohend, jedenfalls sehr individuell, loben deine Intelligenz, erinnern dich an deine „Zukunft" – je nachdem, du bist schon froh, daß sie dich nicht behandeln wie die anderen.

Drei Monate Grundausbildung: Ich bin einmal versetzt worden in einen anderen Zug. Vier Wochen hat man mich im Glauben gelassen, gegen mich sei ein Zivilverfahren wegen Gehorsamsverweigerung im Gange. Ich habe kein einziges Mal Zeit gehabt, mich mit den drei oder vier Soldaten zu treffen, die den „Schlagbolzen, Zeitung der Mittenwalder Soldaten" illegal machen. Ich bin laufend umgezogen, von einer Stube in die andere, in den Bau und den Sanitäts-Bereich. Ich bin während der drei Monate drei Wochenenden aus der Kaserne rausgekommen, und ich hab von Woche zu Woche mehr gesoffen und wurde immer abweisender. Alle haben immer gesagt,. Schlimm war's nur am Anfang. Aber schön war's auch wieder: die Kameradschaft und alles....

– Für mich war es immer schlimm und ich war immer allein, ich habe alle gegen mich gehabt, einige mehr, andere weniger. Gemeinsam sind wir stark, steht in der Soldatenzeitung.
Mit Ausrufezeichen.

Es können bei der Bundeswehr Leute zu Tode gehetzt werden und hundert Leute schauen zu in Grundstellung. Und der „Jäger" Fehn, ein 18jähriger, der sehr vergeßlich war und sich nervös und naiv und gehorsam immer bemüht hat, alle Befehle auszuführen, vergißt eines Morgens sein Eßbesteck in den Rundsack einzupacken, wie sich beim Antreten herausstellt. Denn die Vorgesetzten kontrollieren die Rucksäcke.
120 Rekruten, wir alle, sehen zu, wie der Zugführer kommandiert: „Jäger Fehn, nach rechts, wegtreten marsch marsch!"

Und der Jäger Fehn rennt so schnell er kann mit seinem Rucksack und Gewehr nach rechts weg. „Jäger Fehn Achtung!" Und Jäger Fehn bleibt stehen. „Jäger Fehn nach links wegtreten, marsch marsch!" kommandiert der Zugführer, und Jäger Fehn läuft zwei drei Schritte nach links, und da kommandiert der Zugführer schon wieder „Achtung!" und Jäger Fehn bleibt stehen, und läuft je nach Kommando einen, zwei Schritte nach rechts, links, hinten, bleibt stehen mit einem verschwitzten und vor Anstregung feuerroten Gesicht und Tränen in den Augen, aber der Zugführer kommandiert weiter. Und Jäger Fehl läuft auch weiter nach rechts und links, und heult, denn er weiß, er wird immer weiterlaufen und stehenbleiben wie befohlen. Auf diesem Rasen vor 120 Leuten und einem plärrenden Vorgesetzten, bis daß er tot umfällt.

Lieber Herr . .

In einem Brief kündigt ein Zeitsoldat seinem Kompaniefeldwebel den Selbstmord an. Für ihn ist die Kaserne zum Gefängnis geworden.

Diesen Brief zu schreiben, wird mir sicher nicht helfen, aber ich habe ihn nach langer Überlegung doch geschrieben. Daß ich Mittwoch wieder weggelaufen bin, war ein Fehler und ich weiß, daß ich die Woche hätte durchstehen müssen. Ich habe mit mir gekämpft. Schon als ich morgens in M. ankam und Aufenthalt hatte, wußte ich nicht, ob ich weiter- oder zurückfahren sollte. Am Dienstagmorgen, als Sie mich anriefen, war ich richtig froh und habe mich sogar gefreut, daß nun alles geregelt würde. Aber als ich dann in der Kaserne war, war alles vergessen. Dann sollte ich meinen Spind einräumen und ich hatte gedacht, ich könne die Sachen zurückgeben. Aber Sie sagten mir dann, ich müsse die Uniform anziehen. Da war mir klar, daß ich nicht bleiben werde. Dann habe ich den Speicherschlüssel abgegeben und gesagt, der Spind sei leer, was ja nicht stimmte. Ich habe gelogen, als ich sagte, eine Uniform macht mir nichts. In ihr fühle ich mich gefangen und hilflos. Sie werden es bestimmt nicht verstehen: Aber eine Kaserne, mit all dem Dazugehörigen, ist für mich wie ein Gefängnis. Als ich mich zur Bundeswehr meldete, dachte ich, es ist eine Arbeit, wie jede andere, morgens hin und abends wieder nach Hause und Feierabend. Es ist leider ganz anders. Erstens mal kann ich nicht nach Hause und zweitens geschieht alles unter Befehl. Ich habe es als neue Arbeitsstelle aufgefaßt, aber nicht daran gedacht, daß diese nicht kündbar ist wie im zivilen Leben. Ich bin jetzt fast 19 Jahre und habe vor anderthalb Wochen zum ersten Mal ein Mädchen kennengelernt. Sie ist sehr hübsch und hat einen guten Charakter. Ich bin sehr glücklich, wenn ich mit ihr zusammen bin. Dann soll ich 900 km weg von ihr. Das ist sehr schwer. Ich weiß, andere müssen das auch, aber sie sind älter und sie kommen auch nicht so weit fort. Die letzten drei Monate sind wohl das Schlimmste, was ich je in meinem Leben erlebt habe. Immer Angst, in den Bau zu kommen und wiederr dort hoch nach M. Das alles hab ich mir selbst eingebrockt, aber ich war nicht darauf gefaßt, was auf mich zukommt. Ich habe oft draußen übernachtet, wenn ich getürmt war, weil ich mich nicht nach Hause traute. So habe ich auch jetzt öfter draußen übernachtet. Und mit das Schlimmste ist, daß alle, die eine gute Meinung von mir hatten, jetzt enttäuscht sind und ich bei ihnen unten durch bin. Ich habe gesagt bekommen, daß ich § 51 bekomme. Und wenn man dann über alles nachdenkt und daß man man sehr wahrscheinlich in den Bau kommt, denkt man sehr oft an Selbstmord. So auch dieses Mal. Ich weiß, daß es jetzt aus ist und ich in den Bau komme.

Ich weiß nicht, was ich mache, wenn die Feldjäger kommen. Ich wohne im 5. Stock und glaube, daß diese Höhe lohnend ist. Ich habe schon einmal Tabletten geschluckt, habe aber nur sehr lange geschlafen. Das war noch vor der Mädchenbekanntschaft. Davon weiß allerdings niemand etwas. Man hat sich nur gewundert, warum ich immer so müde war. Ich möchte nur frei sein und ich werde mir Mühe geben. Aber das ist ja nun nicht mehr möglich. Es hört sich sicher mitleiderregend an, das soll es aber nicht. Ich möchte nur erklären, wie ich zu diesen Dummheiten komme. Ich möchte mich noch bei Ihnen bedanken, daß Sie mir helfen wollten und Sie auch bitten, diesen Brief nicht meiner Mutter zu zeigen.

Hochachtungsvoll

TROTZ STAATLICHER BESCHNEIDUNG: RADIO FLEDERMAUS: WIR FANGEN ERST AN!

MÜNSTER Januar 1980 **Eine Selbstdarstellung von Radio Fledermaus, leicht gekürzt.**

Wie Radio Fledermaus anfing und was wir uns so dabei gedacht haben, läßt sich in diesem Zeitungsausschnitt aus Münsters Grünem Blatt nachlesen:

Radio Fledermaus

Am Freitag, den 19.10.79 umd 19.30 Uhr geht's los: Radio Fledermaus macht seine erste Sendung; öffentlich, unrechtlich, frech und frei. Und von da an jeden 1. und 3. Freitag im Monat gleiche Stelle, gleiche Welle, gleiche Zeit.

Radiofiktion

In Kürze wird der Bundestag ein Gesetz zur Neuordnung des Radiorechts verabschieden! Jeder darf dann das UKW-Band von 100 MHz aufwärts für Sendungen benutzen, wenn er sich an folgende Bedingungen hält:

1. *Keine Werbung*
2. *Nicht das Eigentum an den Sendeanlagen entscheidet über das Programm, sondern die Interessen der Hörer. Hieraus ergibt sich:*
3. *Die Feed-back-Klausel. Alle im Sendegebiet wohnenden Menschen sind über das jeweilige Radioplenum zur Programmerstellung und -ausstrahlung berechtigt.*
4. *Es sind Formen zu suchen, die eine unvermittelte Einschaltung in das laufende Programm ermöglichen, zum Beispiel über Telefonanrufe oder tragbare Sendefilialen.*
5. *Die Bezeichnung „Empfänger" darf auf Menschen nicht mehr angewandt werden.*

Schön wär's !

Die Technik, solch ein Radionetz zu entwickeln, in dem die Teilung zwischen Sender und Empfänger, Sprecher und Hörer aufgehoben ist, ist vorhanden. Aber die Gesetze, die sind nicht so.

Und wenn die Gesetze dereinst geändert werden sollten — im Moment wird da ja schwer getuschelt — dann wohl eher in Springers Sinn und nicht, damit die Springer und Nachbarn zu ... kommen.

Was wir trotz alledem wollen

Mit Radio Fledermaus wollen wir die Mediendiskussion von dem Zweigespann „öffentlich(?)-rechtlich" und privat weglenken. Wieso kein Radio von allen für alle? Das läßt sich auch auf's TV übertragen. Ein Radio in Aktion kann da vielleicht mehr Impulse geben als der xte kommunikationswissenschaftliche Fachbeitrag (Sie brauchen gar nicht zu hüsteln, Herr Enzensberger, Sie dürfen gerne in der Abteilung Mediendiskussion mitmachen). Und wir möchten auch selbst mal sehen, wie das ist, wenn mensch nicht immer nur gefüttert wird, sondern radioaktiv ist.

Und was geht in den Äther ?

Radio Fledermaus soll Nachrichten, Lokales, Regionales, Radikales, Banales, Ergänzungen zur Tagesschau und natürlich Musik, auch ungewohnte, bringen. Eine kleine Ermunterung, nicht nur für die schlaffe Szene. Auf jeden Fall soll's Spaß machen, auch das Machen. Wir sind selbst gespannt.

Wer mitmachen will, findet uns in ...

Ja, denkste! Und das ist auch unser größtes Manko gegenüber unseren Wunschvorstellungen, daß wir nämlich unter den herrschenden Bedingungen nur schwer an Rückmeldung, was die Hörer so meinen, rankommen. Von der Unmöglichkeit, jeden an den Sender zu lassen, ganz zu schweigen. Und darum haben wir den Knipperdolling gebeten, uns eine „Hörerecke" einzurichten. Ein sehr trockenes Feedback, aber lieber Trockenfutter als gar keins. Vielleicht könnten wir uns mal beim Knipperdolling revangieren, wenn's zum Verbot der Stadtzeitungen kommen sollte.

Schiss

Natürlich haben wir bei der Sache Angst. In Italien gibt es legale kritische Sender, wenn sie auch oft Ärger haben. In Frankreich werden die Freien Radios mehr oder weniger geduldet. Bei uns ist das alles strengstens verboten und wenn wir erwischt werden — was wir nicht hoffen, da wir von einem ganz dunklen Kohlenkeller aus senden — werden wir sicher nicht wie Travolta-Fans behandelt. Das Terroristenbänkchen wartet. Wir versuchen's trotzdem, weil (siehe oben) und wer weiß, ob es nicht gut ist, ein bißchen Übung zu haben, wenn der deutsche Herbst zum Winter wird.

Denkpause

Jetzt streiken wir jedenfalls erstmal und denken nach. Dazu blieb während der Senderei nämlich kaum noch Zeit. Wer sich selbst im Schwarzsenden versucht hat, weiß, wieviel Aufwand in solch kurzen Sendungen, 15—20 Minuten, steckt. Viel Nachdenken und Reden, bis überhaupt der Entschluß zu postrechtlich illegalem Tun da ist. Pro Sendung fallen dann noch mal so 20 Stunden für technische und inhaltliche Vorbereitungen an — und dann die lieben kleinen Pannen. Und Weiterbildung muß ja auch sein...

... aber davon haben die Hörer und Hörerinnen nichts mitbekommen, womit wir bei dem dicksten Fehler, den wir gemacht haben, wären:

Heimlichkeit am falschen Ende

Wir haben uns von diesem altmodischen Fernmeldeanlagengesetz in die Geheimniskrämerei abdrängen lassen. Die Diskussion über das Medium Rundfunk und mögliche „illegale" Alternativen muß öffentlich geführt werden. Die kurzen Sendungen sind nur ein Beitrag, um das Medium freizuschaufeln. So anonym, wie wir gearbeitet haben, stehen Risiko und Aufwand in keinem Verhältnis zur Öffentlichkeitswirkung. Die Sendungen können nur Signal sein für Auseinandersetzungen auf offener Szene. Wegen des kleinen illegalen Anteils unserer Arbeit haben wir alles, was uns zum Rundfunk in die Köpfe kam, verschwiegen, von den zwangsweise kurzen medienpolitischen Beiträgen in den Sendungen mal abgesehen.

Raus aus dem Ghetto, aber flott !

Was vorläufig noch verboten ist, ist das Betreiben des Senders im technischen Sinn. Nicht verboten ist die Diskussion über Freie Radios, warum und wie mensch eins machen will. Auch das Bespielen von Kassetten ist nicht strafbar. Sendungen könnten also öffentlich hergestellt werden. Wenn wir uns Sender wegnehmen lassen, dann hat das andere Gründe als Fehler bei der Öffentlichkeitsarbeit. Konspiration am falschen Ende bringt nur viel Frust und wenig Feed back.

Gedruckte Hilfe

Wir können eine Menge von Radio Verte Fessenheim und seiner Freiburger Lokalantenne lernen, die sich mit dem Sender durch die Zeitung „Was Wir Wollen" gleichzeitig eine legale Stimme geschaffen haben.

Radiomachen ohne die Unterstützung der „traditionellen" Medien geht nicht. Bevor ein Freies Radio seinen Sendebetrieb aufnimmt, muß es nach Veröffentlichungs- und Diskussionsmöglichkeiten in schon bestehenden Stadt- und Sonstwieblättern suchen , die verbindlich mitmachen. Das Vertrauen darauf, daß die Zeitungen beim ersten anonymen Bittbrief begeistert einsteigen, ist ein blindes. So ist es uns zum Beispiel mit dem Münsteraner „Knipperdolling" gegangen. Unsere Hoffnung, daß ein Stadtblatt schon aufgrund eigener Pionierefahrung bei der neuartigen Nutzung eines Mediums auch in Unkenntnis unserer Person die Plattform für eine öffentliche Diskussion liefern würde, war wohl nichts. Nicht ein Redakteur fand das Thema in-

teressant genug, um sich veröffentlichte Gedanken darüber zu machen. Das wurde Kommerz-„City", die wir nicht darum gebeten hatten, überlassen. Angst vor der Konkurrenz? Zeitung im Kampf gegen Rundfunk? Ein wenig davon scheint in den Köpfen von Gegenzeitungsmachern zu spuken, denn wir sind nicht alleine mit solchen Enttäuschungen. Statt die öffentliche Frontstellung zwischen Radio und Zeitungen (unbewußt) auf die Gegenöffentlichkeit zu übertragen, könnte doch eher auf Ergänzungsmöglichkeiten, gegenseitige Unterstützung geachtet werden. Beispiel: Radio bringt eine kurze Meldung und weist damit auf ein Thema hin, das die Zeitung ganz anders und ausführlicher bringen kann.

Hallo, Freunde !

Eine weitere Möglichkeit, den konspirativen Nebel zu lichten, ist ein Freundeskreis. Da können alle, die sich für das Medium Rundfunk interessieren und dessen neuartige Verwendung vorantreiben wollen, mitarbeiten, auch „bekannte" Leute, ähnlich dem ID-Beirat.

Unbelastet vom illegalen Sendebetrieb kann diese Gruppe Ideen produzieren und veröffentlichen, Reaktionen registrieren und umsetzen, ja sogar Sendungen, Interviews usw. fertigstellen, wenn ihr danach ist. Die Gruppe könnte auch, falls sich kein Platz in vorhandenen Blättern findet, eine eigene Programmzeitung rausbringen — „Hör auf".

Nur wenn eine solche Gruppe fröhlich schafft, läßt sich der Widerspruch zwischen unseren Vorstellungen — freier Zugang zum Sender gerade für die, die sonst nicht zu Wort kommen — und der noch nötigen Heimlichkeit ein wenig mildern. Wenn die Staatsorgane den Sender unter Druck setzen, könnte schließlich auch der von der Gruppe entschärft werden.

Unser zweiter Fehler (wir zählen nur die dicken), **aber nicht nur unserer !**

Radio Fledermaus ist kein Solist. Mehr oder weniger gleichzeitig sind auch in anderen Städten Freie Radios aufgetaucht: Radio Jessica in Heidelberg, Radio Regenbogen in Hannover, Radio Radikaliski in Hamburg, Radio Zebra in Bremen, und viele andere — vom Veteranen Radio Verte Fessenheim ganz zu schweigen. Da liegt was in der Luft, fast eine neue Bewegung. Aber bisher haben wir ziemlich isoliert von den anderen vor uns hingewurschtelt. Wahrscheinlich hätten wir sonst einige Dummheiten nicht gemacht.

Was wir, die wir unsere Aktivitäten an die große Glocke hängen — feste Sendezeiten und Frequenzen bekannt machen, leicht vergessen, sind die unzähligen Piratensender, die es seit Jahren gibt. Die immer, wenn sie Spaß haben, ein bischen Reggae oder sonst was senden. Nach unserer Meinung sind diese Seeräuber, die sich ihre Wünsche nach Benutzung des verbotenen Mediums einfach erfüllen mindestens genauso „politisch" wie wir mit unseren großartigen Ankündigungen. Unser offensives Vorgehen bedeutet aber für die Radioräuber eine Zunahme der Peilerei durch die Post, zunehmende Angst, sich des Mediums nach Lust zu bedienen. Wenn's mal sowas wie eine Bewegung zur Befreiung der Wellen geben soll, müssen wir die Zusammenarbeit aller Sender suchen. Unsere Geschichte sind nicht nur die Arbeitersender, sondern auch Radio Caroline oder Veronika.

Raus aus der Isolation (weg mit...) Why don't we do it on the road !

In Frankreich gab es einen Zusammenschluß aller Piraten, die ALO — Association pour la liberation des ondes — Wellenbefreiungsverein, der sich inzwischen leider über die Frage der Werbung zerstritten hat. Nun bräuchten wir ja nicht gleich einen Verein zu gründen oder eine Bahnsteigkarte zu kaufen, obwohl das sicher nicht verboten und gut gegen Kriminalisierung ist. Aber wir von Radio Fledermaus möchten alle Sender, gerade auch die, die einfach nur Musik senden, bitten uns mit ihren Erfahrungen, Wünschen, Zielen den Briefkasten vollzustopfen. Und wenn euch das zuviel ist, laßt uns wenigstens ein paar Zeitungsausschnitte, Flugblätter, eure Kontaktadresse zukommen.

Vielleicht kommt ja sowas wie eine Broschüre über das ungebändigte Radio in der Bundesrepublik dabei heraus, mit Adressenliste usw. oder eine Radiozeitung. Vielleicht ließe sich „Was Wir Wollen" ausbauen?

Wie könnten wir sonst noch zur Zusammenarbeit kommen? Ein „alternativer" Medienkongreß, der durch einen weitgesteckten Rahmen Gelegenheit zur Wahrung des Inkognitos gibt? Eine Kreuzfahrt mit praktischen Übungen außerhalb der Gewässer seiner Hoheit? Her mit den Ideen !

Nicht drucksen, drucken !

Eine Frage an die überregionalen Gegenblätter. Wie weit könnt ihr nicht nur Raum für die Diskussion zwischen Radioprojekten und Empfängern (den Status gibt's leider noch) zur Verfügung stellen, sondern euch aktiv um dieses Thema kümmern, mit Radios Kontakt aufnehmen, Interviews machen usw. Die Tageszeitung und der Informationsdienst, der ja schon viel dazu gebracht hat, kommen da wohl vor allem in Betracht. Gebt mal einen Ton ab! Die Tageszeitung ist hoffentlich nicht zu sehr auf das eigene, frisch eroberte Medium fixiert. Bisher hat sie allerdings viel gekürzt, auf Italien und offizielle „Alternativen" wie Kabelfernsehen gestarrt. Gibt's da ähnliche Konkurrenzkämpfe wie bei den regionalen Blättern? Wenn ihr schon kein Fernsehprogramm macht, dann vielleicht ein Schwarzhörprogramm? Macht das Radio aus und den Mund auf.



Wo soll das nur hinführen?

Wir haben uns das Radio erstmal einfach (?) genommen. Wenn Freie Radios keine Kamikazeunternehmen oder vorübergehende Spielerei sein sollen, müssen wir Bedingungen finden, unter denen wir das Medium entsprechend unseren Vorstellungen — freier Zugang für alle bisher Sprachlosen usw. — gebrauchen können. Langfristig kann es nicht darum gehen, die Sender besser zu verstecken, sondern sie zu legalisieren und die Postnormen unserer Großväter zu ändern. Legalize it.

Den Rundfunk befreien — was könnte das sein ?

In der momentanen Auseinandersetzung um den NDR werden immer nur zwei Extrempunkte genannt. Der öffentlich-rechtliche, durch Parteieinfluß zum Staatsfunk degenerierte Rundfunk und die kommerzielle Welle. Dazwischen gibt es eine Menge und irgendjemand hat wohl ein Interesse daran, darüber nicht zu reden.

Zum Beispiel darüber, daß das Bundesverfassungsgericht im sogenannten Fernsehurteil von 1961 feststellt, daß auch eine rechtsfähige Gesellschaft privaten Rechts (ein Verein wäre sowas) Träger von Rundfunkveranstaltungen sein kann. Voraussetzung: die private Organisationsform muß Gewähr bieten, daß alle gesellschaftlich relevanten Kräfte (was immer das sein mag) zu Wort kommen und die Freiheit der Berichterstattung unangetastet bleibt.

Es könnte also hunderte von Rundfunkanstalten geben, solange sie dem Prinzip der gesellschaftlichen Kontrolle gerecht werden. Darüber ließe sich doch gut reden. Auch über die Begrenzung von Reichweiten, damit es eine Menge dezentraler Sender geben kann. Oder über Begrenzung und Rolle von Werbung und so weiter... Siehe auch „Radiofiktion" im Fledermauszeitungsausschnitt und Michael Wolf Thomas in „Verteidigung der Rundfunkfreiheit" bei rororo.

Wir sollten bei unseren Überlegungen nicht immer auf Italien glotzen, wo der Rundfunk den Geldchaoten ausgeliefert worden ist. Was wir wollen, sind neue Organisationsformen des Rundfunks, nicht aber die Abschaffung der gesellschaftlichen Kontrolle.
Die sogenannte gesellschaftliche Kontrolle, wie sie bisher durch die Parteien und Verbände in den öffentlich-rechtlichen Anstalten praktiziert wird, ist allerdings zum Gerangel um die Vormundschaft degeneriert, das sich Ausgewogenheit nennt. Neue dezentrale Sendeformen müßten die gesellschaftliche Kontrolle aus der Abstraktheit und Machtbesessenheit der Verbände und Parteien rausholen und durch die beabsichtigte Aufhebung der Trennung zwischen Sender und Empfänger in die Hände der letzteren legen.
Wie wär's denn mit einem Gesetzentwurf dazu? Wo sind die Juristen, die sich auf diesem Gebiet auskennen? Oder sitzen die alle schon in den Anstalten?

Grußadressen

Noch was kurz zu unserem Verhältnis zu den öffentlich-rechtlichen Kollegen.
Unsere Vorstellungen von neuen Organisationsformen, dezentrale Sendern und deren Legalisierung richten sich nicht gegen die öffentlich-rechtlichen Sender, soweit sie ihren Statuten gemäß alle gesellschaftlichen Kräfte ranlassen, was allerdings im Rückgang begriffen ist, von Parteien und Verbänden abgewürgt wird. Im Gegenteil: Wenn die öffentliche/veröffentlichte Diskussion auf eine Abschaffung der bestehenden Anstalten zu Gunsten von Springerradios hinausläuft, seid ihr uns zehn mal lieber.
Allerdings glauben wir nicht, daß die großen Anstaltsapparate in der Lage sind, dezentrale Sender mit größerer Bürgernähe, von denen jetzt oft die Rede ist, hervorzubringen. Von oben ins Leben gerufen werden sie immer Filialen bleiben. Ein Radio für eine Stadt, einen Stadtteil, einen Betrieb usw. kann es nur durch Initiative, Kontrolle und Betrieb durch die jeweiligen Hörerinnen und Hörer geben, die dann eben auch Sender sind. Gute Ansätze zur Bürgernähe gibt es oder gab es in Sendungen wie „Hallo Ü-Wagen" oder „Vor Ort", letztes inzwischen abgewürgt. In solchem Fall wäre lokale Unterstützung ja nicht schlecht. Das lokale Radio sendet den Beitrag, der aus dem Programm geworfen wurde...

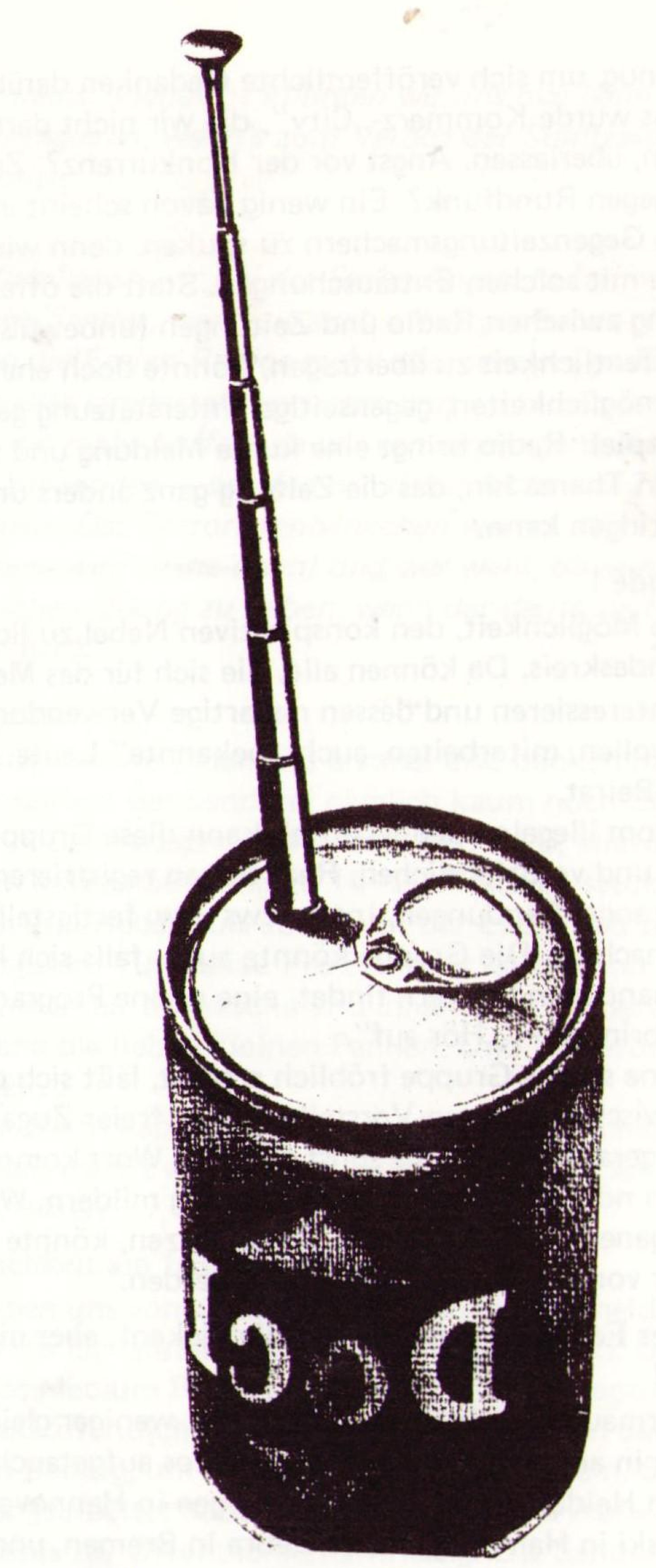
Auch an die Grünen, Bunten, Alternativen einen kurzen Gruß

Nicht nur small is beautiful, auch Vielfalt ist schön. Und das nicht nur in der Biosphäre, sondern auch im gesellschaftlichen Leben, beim ökologischen System der Meinungsbildung, der Beziehung der Menschen untereinander. Was habt ihr zu den Medien im Programm? Wie wär's mit einer Aktion für viele kleine, nichtkommerzielle, von Bürgern gemachte Radios? Selbstlos wäre das auch nicht. Der offene Kanal im Kabelfernsehen ist doch nur Augenwischerei — na, da ließe sich noch viel zu sagen.

Gruß an die CDU

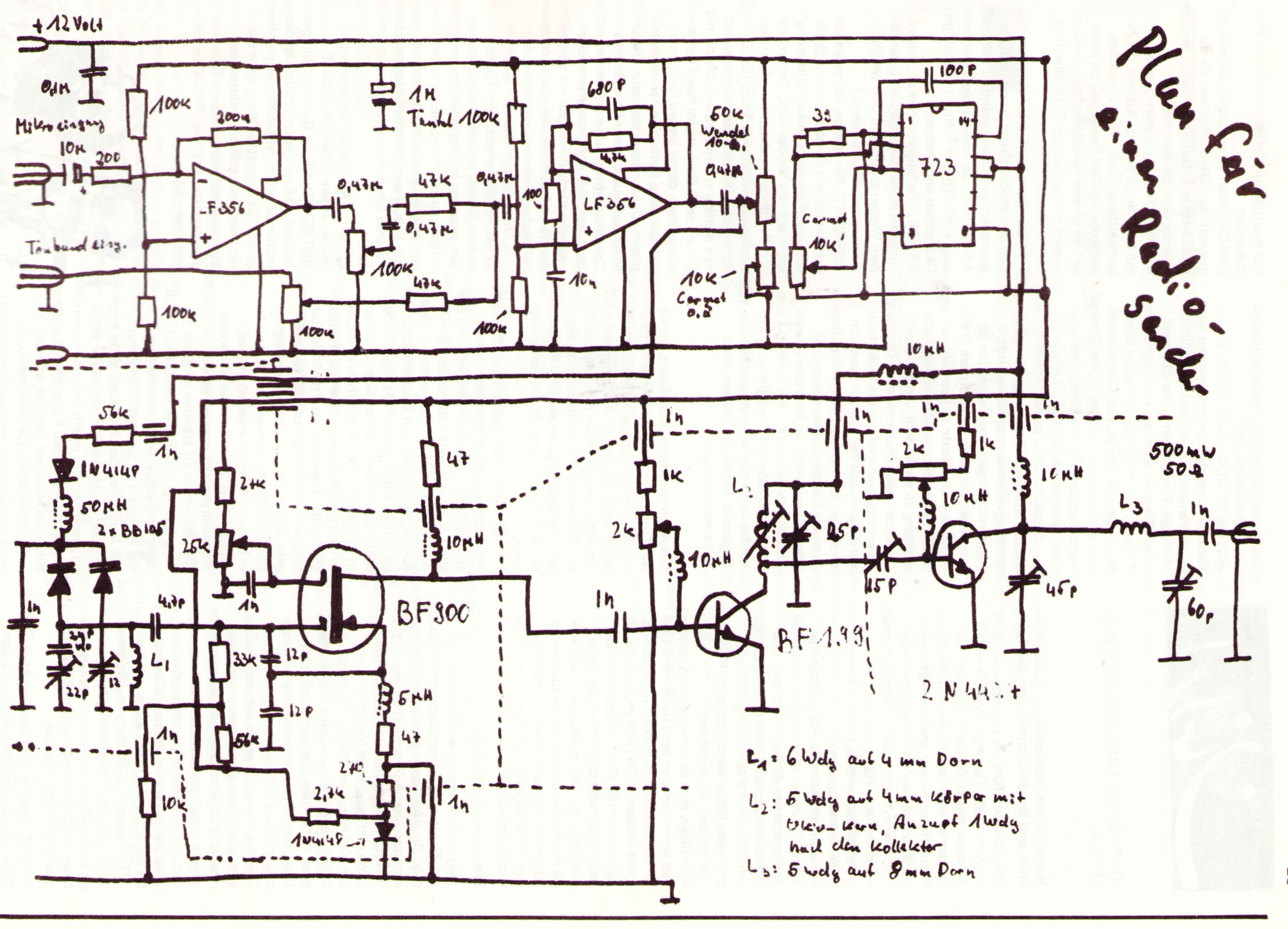
Reden Sie bitte nicht mehr von der Abschaffung des Monopols, denn Sie wollen die Abschaffung der gesellschaftlichen Kontrolle und neue Springer-Striptease-Monopole.
Das war's erst mal vom Radio Fledermaus. Auch wenn es nicht so aussieht, wir haben versucht, uns möglichst kurz zu fassen. Es sollte ja kein Buch werden. Andererseits wollten wir auch genügend Anregung für alle möglichen und unmöglichen Verbündeten liefern, sich einzuschalten, sich mit uns auseinanderzusetzen. Jetzt hoffen wir, daß die angesprochenen Zeitungen, obwohl es um ein fremdes Medium geht, neue Möglichkeiten sehen. Daß die Kollegen von sich hören lassen, daß die Juristen anfangen zu spielen, daß überall die Sender und Rundfunkgruppen sprießen, daß uns viele nette Menschen schreiben.

Kontakt: Radio Fledermaus c/o Tageszeitungsinitiative, Hammer Straße 37, D-4400 Münster



Der Steuersender

Mit recht geringem Aufwand erzeugt er eine Ausgangsleistung von ca 500 mW bei guter Frequenzstabilität. Voraussetzung dafür ist ein mechanisch stabiler Aufbau des Oszillatorteils (in der Schaltung, die mit Strichen umrahmten Bauelemente rund um den BF 900). Am besten geeignet ist ein diskreter Aufbau in einem möglichst stabilen Gehäuse (Alu,Eisen oder Epoxy kupferkaschiert), in das man Lötstützpunkte aus Teflon oder Keramik einschraubt. Die 1nF Kondensatoren sind eingeschraubte oder gelötete Durchführungskondensatoren. Mit dem 50K - Wendelpotentiometer wird die Frequenz eingestellt, das untere Ende des Bereichs mit dem 10K - Poti, das obere mit den Trimmern festgelegt. Der 24pF - Kondensator sollte von violetter , alle anderen schwarzer Kennfarbe sein. Mit dem 22pF - Trimmer kann man eine Temperaturkompensation durchführen (mit Föhn und Frequenzzähler, wenn man den Aufwand treiben will). Das 25K - Poti sollte so eingestellt werden, daß der Oszillator im gesamten Bereich sicher schwingt Die beiden folgenden Stufen, den NF - Teil und die Stabilisierung kann man auf Prints aufbauen. Die Basis - Vorspannungen der zweiten und dritten Stufe sollten nur so' hoch wie nötig eingestellt werden. (Strom aufnahme der zweiten Stufe ca.5 mA, der dritten Stufe ca. 80 mA). Abgleich von L2 und den Trimmern auf maximale Ausgangsspannung an 50 Ohm.
Wer die Schaltung nachbaut, sollte schon ein paar Erfahrungen mit HF gemacht haben, um Frust zu vermeiden.
Auf jeden Fall hat das Ding bei uns funktioniert.
Bauanleitungen für Endstufen werden wir in einem der nächsten IDs veröffentlichen.


Plan für einen Radio-Sender
+12 Volt
Mikroeingang
Tonband Eing.
F356
LF356
723
BF900
BF199
2 N 4427
500mW 50Ω
L1: 6 Wdg auf 4 mm Dorn
L2: 5 Wdg auf 4 mm Körper mit Ferrit-Kern, Anzapf 1 Wdg nach dem Kollektor
L3: 5 Wdg auf 8 mm Dorn



BANI SADR UND DIE ARBEITS-MORAL

Weiterhin ein "interessantes" Land (Industrie- und Handelskammer über den Iran)

Um die Wirtschaft des Iran ist es schlecht bestellt. Viele Experten, Techniker und Manager haben das Land verlassen, die Industrie, stark auf Montage ausländischer Produkte aufgebaut, gerät immer wieder ins Stocken, weil die "Ausländer" nicht mehr liefern und neue Verträge nur schleppend abzuschließen sind. Die Zahl der Arbeitslosen wird zwischen 2,5 und 5 Millionen angegeben.

Die Deutsch-Iranische Handelskammer klagte im letzten Jahr, daß die Ausfuhren in den Iran um 63% auf 1,16 Mrd. DM und die deutschen Importe aus dem Iran um 25% auf 1,5 Mrd. DM gesunken sind (verglichen wurde das erste Halbjahr '79 mit dem es Vorjahres).

Allerdings, man ist zuversichtlich, komme was wolle, der Iran wird weiterhin als ein für die deutsche Industrie "interessantes" Land eingestuft. So rechnet auch der Vizepräsident der DIHK (Deutsche Industrie- und Handelskammer) Juchheim allenfalls mit Verschiebungen "weg von Waffenkäufen und hin zu verstärkten Importen von Gütern, die dem Volke dienen."(Hat da einer den Marsch durch die Institutionen hinter sich ?).

Interview mit Bani Sadr

Welche Perspektiven eröffnet die Wahl des Theoretikers einer islamischen Ökonomie, Dr. Abolhassan Bani Sadr, zum Präsidenten Irans? Garantiert er jene Art von Normalisierung auf die die europäische und japanische Industrie wartet, um den Platz der USA einzunehmen , oder symbolisiert er einen "dritten Weg", einer nationalen und wirtschaftlichen Unabhängigkeit mit weitgehenden innenpolitischen Freiheiten?

Die Interviews, die er in der letzten Zeit gibt, sind meist sehr allgemein gehalten und doch scheinen seine Antworten nicht in jene sozialrevolutionäre Richtung zu gehen, die ihm sehr oft zugeschrieben wird und die wir im letzten ID angedeutet haben. — Das Interview wurde aus "The Iranian" , 6.September 79, übersetzt. Das ist eine englischsprachige, persische Wochenzeitschrift,die aber so teuer ist, daß sie fast nur Geschäftsleute oder Diplomaten kaufen.

FRAGE: Welches sind die speziellen Ziele der Nationalisierung von Banken und Industrien und in welchem Ausmaß wurde sie verwirklicht?

ANTWORT VON BANI SADR: Unsere Banken waren dem internationalen Banksystem angeschlossen, und sie erfüllten nicht die Funktionen jener ökonomischen Theorie, eben der kapitalistischen Theorie, die ihnen zugeschrieben wird. Ihre Funktion war es, nationalen Reichtum auszusaugen, um ihn an das Ausland weiterzugeben. Als die Banken nationalisiert wurden, waren sie in keinem guten Zustand. Konsequenterweise konnte die revolutionäre Regierung diesen äußerst grundlegenden ökonomischen Instrumenten nicht gestatten weiterhin zu operieren. Sie hatte keine andere Wahl, als diese Instrumente zu übernehmen, um das Fortbestehen der alten Wirtschaftsordnung zu verhindern, um das Errichten einer neuen ökonomischen Ordnung zu ermöglichen und um die Sicherheit der Massen und der kleinen Sparer zu erreichen. Schließlich hätten diese Banken jede Minute Konkurs anmelden können, was nicht im Interesse unserer Nation gewesen wäre... Wir können keine Industrien haben, die lediglich nur Einkünfte der Regierung aufbrauchen. Im Gegenteil, Industrien müssen einen Mehrwert erzeugen.

Industrien wurden nationalisiert, damit der Zusammenbruch der Wirtschaft vermieden werden konnte. In Wirklichkeit reicht unser Öleinkommen allein nicht aus, um eben diese Gehälter der Angestellten der Regierung und die Importe zu bezahlen. Deswegen müssen wir eine Kontrolle des Banksystems und der Industrie erreichen.

FRAGE: Was halten Sie von dem Problem, Arbeitsanreize im öffentlichen Sektor zu schaffen — eine Schwierigkeit, mit der alle Länder der Welt konfrontiert sind?

ANTWORT: Das ist nicht wahr. In Westeuropa sind Arbeit und Beschäftigung garantiert, die Unterschiede liegen in den Bildungssystemen solcher Gesellschaften. In einigen Ländern wie zum Beispiel der BRD ist die Motivation hart zu arbeiten größer als - sagen wir - in Frankreich oder England. Vor 100 Jahren sah dieses Beispiel anders aus. In Japan beschäftigt sich ein Arbeiter weniger mit dem , was er bekommen wird, sondern vielmehr damit, wie er Japan zu einer führenden Wirtschaftsmacht machen kann.

Die Motivation zu arbeiten ist durch Bildung bedingt. In unserer Gesellschaft muß diese Motivation durch das Verhältnis des Arbeiters zu Gott gebildet werden. Die Motivation des Arbeiters sollte innerlich und geistig werden, sodaß der Arbeiter, auch wenn er nichts dafür bekommt, immer noch arbeitet. Finanzielle Anreize zur Arbeit sind viel weniger wirksam als in kapitalistischen Ländern behauptet wird. Im Gegenteil, geistige Anreize sind viel wichtiger und effektiver für die Produktivität.

FRAGE: Nach dieser Logik überwiegen in westlichen Gesellschaften, die die produktivste Arbeitskraft haben, geistige Anreize über die materiellen?

ANTWORT: Ja. In diesen Gesellschaften bestimmen geistige Anreize die Arbeitsleistung. Sie lernen zu schaffen, ohne unmittelbar Ergebnisse zu erwarten. In unserer Gesellschaft interessiert, wieviel ein bestimmter Arbeitsumfang wieder einbringt.

FRAGE: Dann muß, um Arbeitsmotivation und Produktivität zu steigern, die gegenwärtige Bildung geändert werden?

ANTWORT: Ja. Dies ist die Verantwortung von religiösen Führern, Soziologen, Ökonomen und anderen.

FRAGE: Wie fangen wir es an, unsere wirtschaftliche Abhängigkeit gegenüber dem Westen abzubauen und welche Industrien betrifft das zuerst?

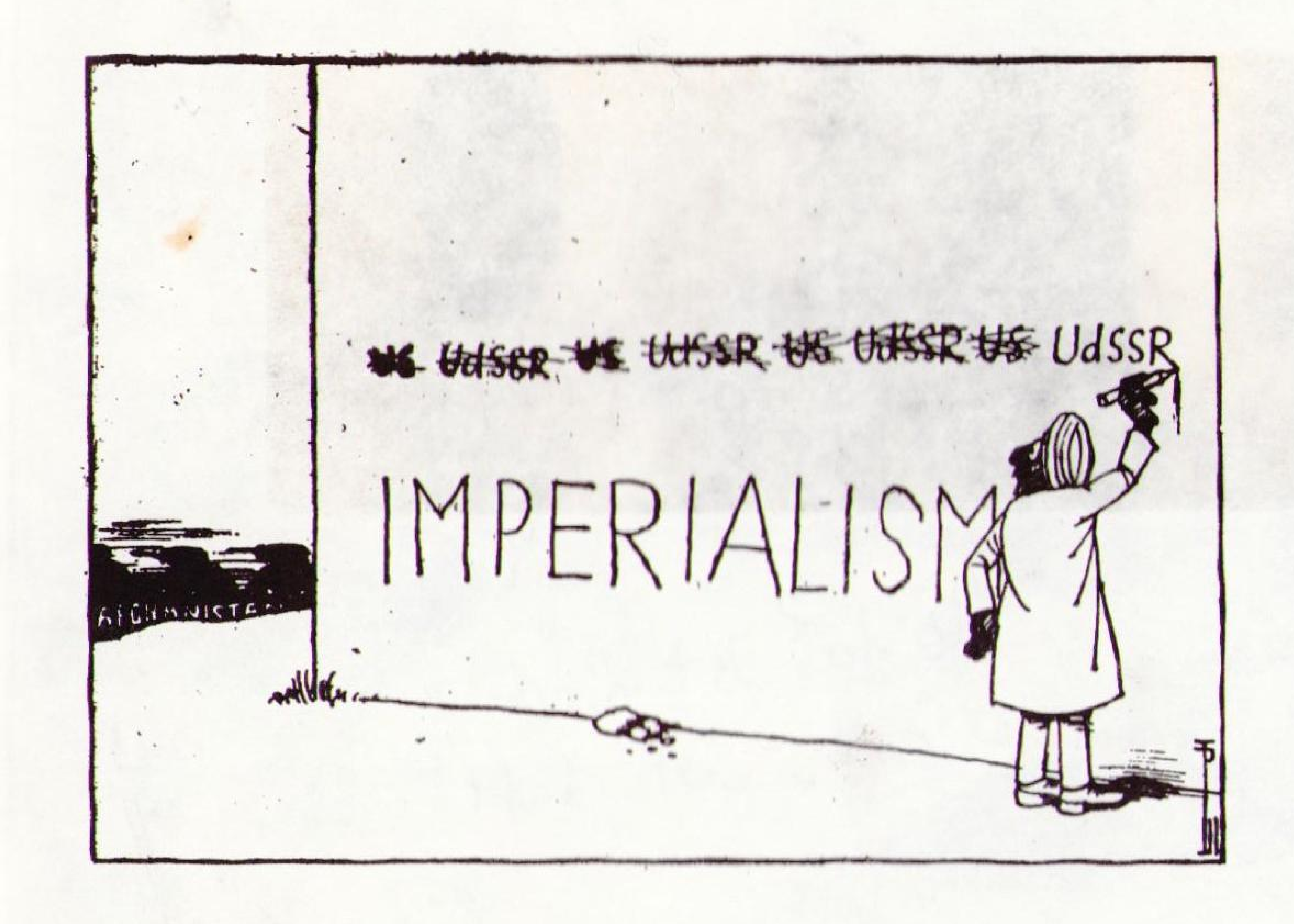
ANTWORT: Wir müssen das gegenwärtige industrielle System ändern, damit die Grundlage einer Industrialisierung innerhalb des Landes liegt. Techniken und Produktion müssen innerhalb des Landes entwickelt werden...

Wir müssen unsere Anstrengungen auf den Aufbau von Industrien richten, die Öl und seine Derivate im Land selbst aufnehmen, damit unsere Industrien sich um diese Rohstoffe herum gruppieren. Dann müssen wir solche Industrien aufbauen, deren Produkte die Grundbedürfnisse unserer Gesellschaft versorgen. Z.B. sollten wir in solche petrochemischen Anlagen investieren, die Waren herstellen, die von anderen heimischen Fabriken verwendet werden. Diese Anlagen können als Lieferanten von Rohmaterialien für viele andere dienen, als Schlüsselindustrien des gesamten Industriesektors. Industrieanlagen zu errichten, die nur einen kleinen Teil der Bevölkerung versorgen wie z.B. jene, die im (reichen) Norden von Teheran leben, das sollte beendet werden.

FRAGE: Welche Größenordnungen sollten unsere Industrien haben?

ANTWORT: All das Gerede in einigen Kreisen, daß wir gegen kapitalintensive Industrien seien, ist Unsinn. Wir wollen gerade das Gegenteil. Wir glauben, daß wir, wenn wir größere industrielle Einheiten errichten, bessere Technologien benutzen und die Produktivität verbessern können.





EIN GESPRÄCH MIT DEN BOTSCHAFTSBESETZERN IN TEHERAN

Teheran, Frankfurt, den 3.2.80

Zu diesem Gespräch ein paar Gedanken: Am Sonntag liefen durch die amerikanischen, englischen und deutschen Medien haufenweise Informationen, aus denen herauszulesen war, daß das Geiseldrama so gut wie beendet sei. Banisadr, der jetzt die persische Wirtschaft wieder ankurbeln will, und Carter, der jetzt gegen den roten Hauptfeind mobil macht, wären bereit, einander in die Arme zu fallen. Das ganze Geiseldrama, die Verbrechen des Schahs und die Rolle des CIAs, der angeblich von der Botschaft aus operiere, sollten so schnell wie möglich vom Tisch gewischt und vergessen werden.

Komischerweise wurde in diesen Meldungen kein Wort über die Stellungnahme der eigentlich direkt Betroffenen, der studentischen Botschaftsbesetzer, gesagt.

Waren denn diese Stellungnahmen so schwer einzuholen? Der ID – warum nicht auch jeder andere? – rief einfach die Botschaft in Teheran an.

Botschaft: „Hallo?"

ID: „Kann ich mit einem der Verantwortlichen der Besetzer sprechen?"

Längere Pause, währenddessen wir an die Telefonrechnung denken. Dann:

Botschaft: „Ja?"

ID: „Mit wem spreche ich?"

„Ich bin Herr S."

ID: Ist es wahr, das ein Prozeß gegen die Geiseln bald anlaufen wird?"

Herr S.: Ich muß eine Sache absolut betonen. Und zwar: Die Geiseln werden vor Gericht gestellt! Aber der Zeitpunkt des Prozesses ist noch nicht bekannt. Ganz sicher – sie werden vor Gericht gestellt werden, außer, und nur zu der Bedingung, falls der Schah in den Iran zurückgebracht wird. Und zwar vor dem Zeitpunkt ihres Prozesses! Falls nicht. . .

(An diesem Punkt wurde die Verbindung das erste Mal unterbrochen).

Zweites Gespräch:

ID: „Wann wird der Prozeß sein?"

Herr S.: „Die Zeit des Prozesses sagen wir noch nicht. Wir werden diesen Zeitpunkt später bekannt machen."

ID: "In der 'Sunday Times' heute steht, daß die Geiseln an eine „neutrale Macht" übergeben werden sollen – vielleicht zur Schweizer Botschaft?"

Herr S.: „Nein, keinesfalls. Sie werden weiter von den Studenten bewacht, bis zum Zeitpunkt ihres Prozesses.

Wer wird am Prozeß teilnehmen?

ID: „Nach Agenturmeldungen kamen am Samstagabend zwei Amerikaner durch Frankfurt und flogen weiter nach Teheran. Einer davon John Thomas, ein Indianerführer (Teilnehmer der Wounded-Knee-Besetzung) pendelte in den letzten Wochen mehrfach zwischen Washington, Frankfurt und Teheran, er überbrachte Briefe der Botschaftsmitglieder an ihre Familien und scheint eine Unterhändlerposition zu haben, der andere Reverend (Pfarrer) John Adams. In der Presse heißt es, daß diese beiden am Prozeß teilnehmen würden.

Herr S.: „Meinen Sie den Indianer, der im Rat der Befreiungsbewegungen war?"

ID; „Ja."

Herr S.: „Wir haben noch nicht über diese Frage endgültig entschieden, aber wir werden – und das ist sicher – internationale revolutionäre Leute, also Vertreter von Befreiungsbewegungen, Journalisten usw. zu dem Prozeß einladen. Dieser Prozeß wird öffentlich sein, offen für die gesamte Welt. Aber wir haben uns noch nicht für die Personen entschieden, die wir einladen werden. Man kann von ungefähr 100 Leuten ausgehen. (Es ist unsicher, ob nun 100 ausländische Beobachter gemeint waren oder insgesamt 100 Prozeßteilnehmer.)"

Keine Veränderung der Lage

ID: „Aber auf jeden Fall – gibt es in den letzten Tagen eine wichtige Veränderung der Lage: Auch Banisadr spricht ja von einer neuen Entwicklung."

Herr S.: „Nein, nichts neues."

ID: „Nichts?"

Herr S.: „Nein, nichts."

Wer ist die Quelle?

ID: „Sind Sie berechtigt, für die Besetzer zu sprechen?"

Herr S.: „Meinen Sie, ich bin der offizielle Sprecher? Nein,der bin ich nicht, aber ich bin der Verantwortliche der Telefon-Informations-Zentrale für internationale Nachrichtenmedien. Ich kann Ihnen das folgende sagen: Alles, was ich Ihnen jetzt gesagt habe, sage ich Ihnen für uns alle, für unsere ganze Gruppe."

ID: „Wie ist der Name Ihrer Gruppe?"

Herr S.: Der Name ist „Moslemische Studenten, die Khomeini folgen" (Donischdjuyan mosalmon peiro hapemom)."

Max Watts/ID

Es ist bemerkenswert, daß diese Stellungnahme der Studenten, die ja direkt im Gegensatz zu der angeblichen offiziellen Banisadr-Position steht, kaum von den Establishment-Medien als interessant empfunden wurde. Eine Agentur – Namen werden nicht genannt, weil wir ja niemandem auf die Zehen treten wollen – fand den ganzen Bericht zu teuer; eine andere nahm die Meldung an und hat sie anschließend im Büro verloren. Eine dritte Agentur, die anfangs sehr enthusiastisch war, sagte später: „Das ist ja nichts Neues" und eine vierte endlich: „Wir haben ja auch Korrespondenten in Teheran. . ." Und diese Agenturen kennen anscheinend die Telefonnummer der Botschaftsbesetzer noch nicht. Der ID gibt sie, für jeden, der sich informieren will:

009821 - 820091

Max Watts/ID



HERAUSGEBER:

Frankfurter Informationsdienst e.V.
Hamburger Allee 45, 6 Frankfurt 90, Tel.:0611/704352
Verantwortlicher Redakteur: Conrad Lay

Redaktionsschluß: Mittwoch, 16.00 Uhr
ID-Bilderdienst: 0611 / 70 20 96

BEIRAT DES ID:

Arnfried Astel/Schriftsteller - **Johannes Beck**/Hochschullehrer - **Horst Bingel**/Schriftsteller - **Heiner Boehnke**/Hochschullehrer - **Dr. Hans Christoph Buch**/Schriftsteller - **Peter O. Chotjewitz**/Schriftsteller - **Dr. Robert A. Dickler**/Hochschullehrer - **Christian Geissler**/Schriftsteller - **Dr. Helmut Gollwitzer**/Theologe - **Holger Heide**/Hochschullehrer - **Otto Jägersberg**/Schriftsteller - **Yaak Karsunke**/Schriftsteller -**Dr. Heinar Kipphardt**/Schriftsteller - **Gisbert Lepper**/Hochschullehrer - **Helga M. Novak**/Schriftstellerin - **Jürgen Roth**/Schriftsteller - **Volker Schlöndorff**/Regisseur - **Erwin Sylvanus**/Schriftsteller - **Dr. Klaus Wagenbach**/Verleger - **Gerhard Zwerenz**/Schriftsteller

ABONNEMENTSBEDINGUNGEN:

Vierteljahr (12 Hefte) : 30.– DM
Halbjahr (24 Heftte) : 60.– DM
Jahresabo (48 Hefte) : 120.– DM

Als Bestellung gilt die Überweisung auf das **Postscheckkonto 52 52 28 – 602, Postscheckamt Frankfurt/Main (Frankfurter Informationsdienst e.V.)**.

Auf dem Überweisungsabschnitt bitte entsprechende Stichworte angeben: Neuabo, Verlängerung oder Adreßwechsel. Außerdem LESERLICH die genaue Anschrift und (falls vorhanden) die Abonummer.

Wenn auf dem Adreßaufkleber das Zeichen !?! auftaucht, heißt das, daß das Abo bald ausläuft und daß schleunigst Geld auf unser Konto überwiesen werden muß.

KEIN GELD AUF'M KONTO, KEIN ID IM KASTEN!

Kurzmeldungen